



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vorschule zum Studium der kirchlichen Kunst des deutschen Mittelalters

Lübke, Wilhelm

Leipzig, 1873

Erster Theil. Geschichte des Kirchenbaues.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-76607](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-76607)

ERSTER THEIL.

GESCHICHTE DES KIRCHENBAUES.

LESTER THEATRE
GESCHICHTLICHES KIRCHENRECHT

I.

Die altchristliche Basilika.

Die ersten christlichen Gemeinden, die noch unter dem Druck des feindseligen Heidenthums lebten, besaßen für die Feier ihrer religiösen Liebes- und Gedächtnismahle noch keine eigenen Kultusstätten. Meistens versammelten sie sich zur Abhaltung des Gottesdienstes in den Wohnungen angesehener Glaubensgenossen, wo ihnen geräumige Säle zur Verfügung standen. Aber auch in den *Katakomben*, den unterirdischen Begräbnisstätten der altchristlichen Zeit, wurde es bald Sitte, an den Gräbern der Märtyrer sich zu gottesdienstlicher Feier zu vereinigen. Gleichwohl machte sich schon zeitig das Bedürfniss nach eigenen Gebäuden für den Kultus geltend, und mit Bestimmtheit lassen sich seit dem Ausgang des 2. Jahrhunderts überall im römischen Reiche christliche Kirchen nachweisen, die sich während der Ruhezeit, welche der Diocletianischen Verfolgung vorausging, erstaunlich vermehrten. Ueber die Form dieser frühesten Kirchen, für welche zeitig der Ausdruck „*ecclesia*“ sich einbürgert, steht uns keine Anschauung zu Gebote, da die letzte furchtbare Verfolgung jene ältesten Denkmale von der Erde vertilgt hat. Erst mit dem Mailänder Edikte Kaiser Constantin's vom J. 313, welches dem Christenthum die staatliche Anerkennung und Freiheit des Kultus sicherte, begann eine neue Epoche des Kirchenbaues, der sofort in festgeschlossener Form sich darstellt.

Jene Zeit war im ganzen äusseren Zuschnitt des Lebens und also auch der Kunstübung abhängig von der heidnisch-römischen Ueberlieferung. Kein Wunder daher, dass es antike Bauten waren, welche für die Kirche der Christen das Vorbild wurden. Die *Basilika*, die Kauf- und Gerichtshalle der Alten, gab den christlichen Gotteshäusern mit dem Namen auch im Wesentlichen die Form. Die Grundzüge derselben finden sich, wenn auch den neuen Bedürfnissen

entsprechend umgestaltet, in der christlichen Basilika wieder. Die antiken forensischen Basiliken waren nämlich oblonge rechteckige Gebäude mit einem erhöhten, von beiden Seiten beleuchteten Mittelschiff, um welches sich rings, von Säulenreihen getrennt, niedrige Seitenschiffe mit oberen Emporen hinzogen. Bei grossen Prachtbauten, z. B. der von Trajan auf seinem Forum errichteten Bas. Ulpia, wurden bisweilen vier Seitenschiffe, zwei auf jeder Seite des Mittelbaues,

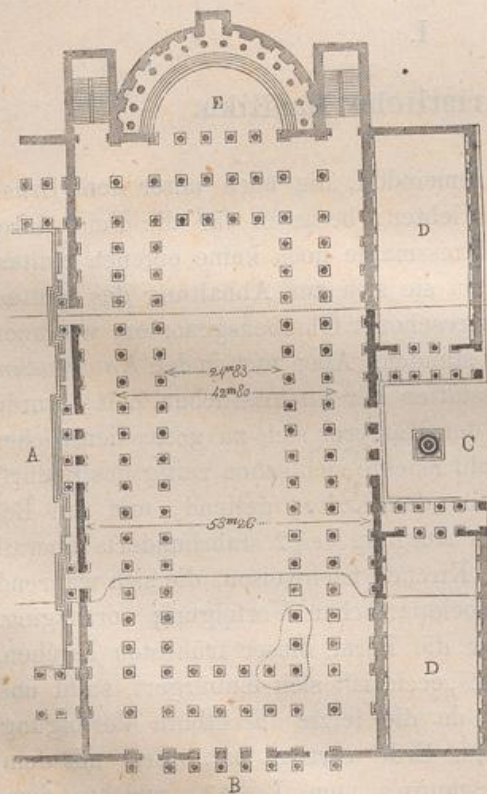


Fig. 1. Grundriss der Basilika Ulpia.

angeordnet; die Regel aber scheinen dreischiffige Basiliken gewesen zu sein. Bezeichnend ist, dass sowohl fünf- als dreischiffige christliche Kirchen uns gleich in der Constantinischen Zeit entgegnetreten. An der einen Schmalseite des Mittelschiffes pflegte sich eine auf Stufen erhöhte Nische, meistens im Halbkreis, aber auch wohl wie zu Pompeji rechteckig geformt, anzuschliessen. Sie bildete wie es scheint den Sitz eines Gerichtshofes. Wir fügen hier unter Fig. 1 den restaurirten Plan der Basilika Ulpia bei, dessen Vergleichung mit S. Paolo (Fig. 2) den Unterschied zwischen heidnischen und christlichen Basiliken deutlich machen wird. Das Mittelschiff wird auf allen vier Seiten von doppelten Umgängen mit Säulenreihen eingefasst. Bei E ist die grosse Halbkreisnische angebracht, welcher vielleicht am entgegengesetzten Ende bei B eine ähnliche entsprach. Die Haupt-Eingänge liegen an der Langseite bei A und an der gegenüberliegenden Seite, wo sich in C die Säule mit dem Standbilde Trajan's erhob, welche jetzt noch aufrecht steht. In D sind zwei kleinere Gebäude als Bibliotheken mit dem Hauptbau verbunden angenommen.

angeordnet; die Regel aber scheinen dreischiffige Basiliken gewesen zu sein. Bezeichnend ist, dass sowohl fünf- als dreischiffige christliche Kirchen uns gleich in der Constantinischen Zeit entgegnetreten. An der einen Schmalseite des Mittelschiffes pflegte sich eine auf Stufen erhöhte Nische, meistens im Halbkreis, aber auch wohl wie zu Pompeji rechteckig geformt, anzuschliessen. Sie bildete wie es scheint den Sitz eines Gerichtshofes. Wir fügen hier unter Fig. 1 den restaurirten Plan der Basilika Ulpia bei, dessen Vergleichung mit S. Paolo (Fig. 2) den Unterschied zwischen heidnischen und christlichen Basiliken deutlich machen wird. Das

Neben diesen grossen forensischen Basiliken mögen aber auch jene basilikenartigen Säle in den Palästen der Vornehmen, wie man deren noch neuerdings bei Aufdeckung des Kaiserpalastes der Flavier auf dem Palatin zu Rom gefunden hat, als Vorbilder für den christlichen Kirchenbau gedient haben. Denn mit ihnen haben auch die säulenumgebenen Höfe (Atrien) des antiken Wohnhauses bei der Basilika Aufnahme gefunden. Dass das Gotteshaus zur Vorbereitung eines Vorhofes bedürfe, war den Christen ohnehin aus dem Vorbilde des salomonischen Tempels zu Jerusalem geläufig.

Die christlichen Baumeister nahmen diesen Grundplan auf, gaben ihm jedoch diejenigen Aenderungen, welche der neue Zweck erforderte. Es galt einen besonderen Raum für die Priester und einen für die Laien zu schaffen, beide von einander getrennt und doch auch wieder genügend verbunden. Die Priester nahmen sonach die grosse Nische (*Tribuna*, von ihrer Form auch *Concha* oder *Apsis* genannt), ein, welche dadurch zum *Presbyterium* (Priestersitz) wurde. In der Mitte errichtete man auf dem Grabe eines Märtyrers (der sogenannten *Confessio*) den Altar, über dem sich ein durch Vorhänge verschliessbarer Baldachin (das *Ciborium*) erhob. Hinter dem Altar an der Wand der *Tribuna* reihten sich um den in der Mitte befindlichen erhöhten Thron des Bischofs die Sitze der Geistlichkeit.

Damit der Blick auf den Altar frei werde, beseitigte man die Säulstellungen, welche hier in der antiken Basilika die Kaufhalle vom Gerichtshofe getrennt hatten. Zugleich schloss man den grossen Mittelraum (das *Schiff*) durch ein mächtiges Dach, dessen Balken mit einer Felderdecke verkleidet wurden. Nachmals liess man die Decke wohl fort und erhielt dadurch den Blick in den offenen Dachstuhl. So zeigen es noch jetzt manche römische Kirchen; so hatte es auch die alte Paulsbasilika (Fig. 3), welche jetzt bei der Wiederherstellung eine reiche Felderdecke erhalten hat. Auf beiden Seiten begleiteten nun, durch Säulen-

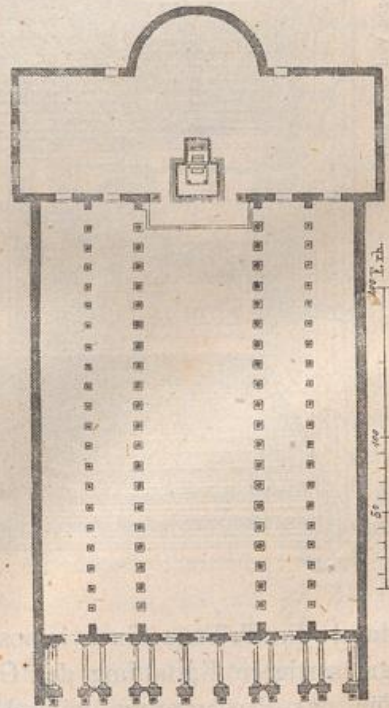


Fig. 2. Grundriss von St. Paul bei Rom.

stellungen abgesondert, die *Seitenschiffe* (auf jeder Seite eins und in grösseren Basiliken sogar zwei, wie in St. Paul zu Rom, in der alten Peterskirche und in der Lateransbasilika) das *Mittelschiff*, das

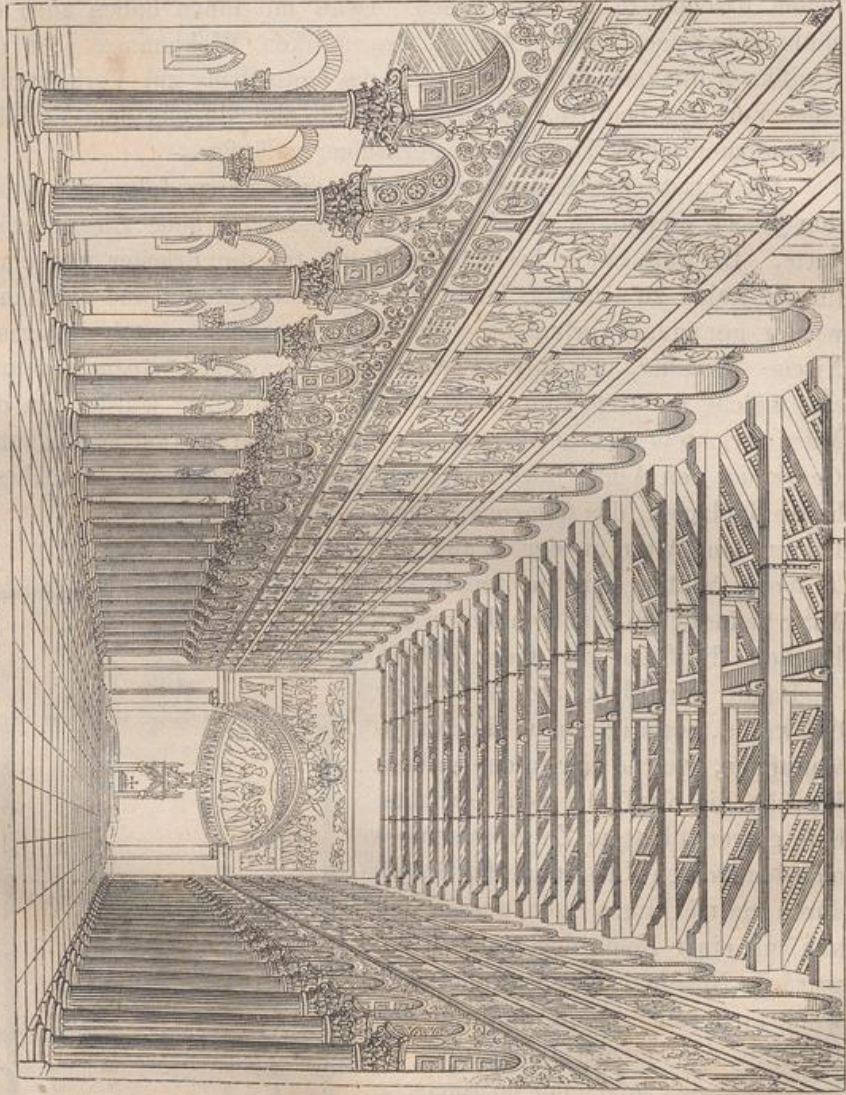


Fig. 3. Inneres von St. Paul.

durch die Tribuna einen imposanten Abschluss erhielt. Da aber die grossartigere Entfaltung des Gottesdienstes einen erweiterten Raum für das Presbyterium wünschenswerth erscheinen liess, so fügte man häufig in ganzer Breite des drei- oder fünfschiffigen *Langhauses*,

ja noch etwas über dasselbe vorspringend, ein *Querhaus* (Querschiff, Kreuzschiff) zwischen die Apsis und das Schiff, so dass die Kirche eine Kreuzform erhielt. Das Querhaus wurde ganz oder theilweise zum Chor hinzugezogen. S. Paul, alt S. Peter, S. Pietro in Vincoli, S. Prassede und andere römische Kirchen haben das Kreuzschiff, während von den grösseren S. Sabina, S. Clemente u. a. es nicht besitzen.

Endlich liess man an der dem Altarraum gegenüberliegenden Schmalseite die Eingänge und trennte dort durch niedrige Schranken in der ganzen Breite des Inneren einen schmalen Raum ab, der nach seiner Form oder Bestimmung den Namen *Narthex* (Geissel, Rohr) erhielt, weil sich dort die noch nicht zur christlichen Gemeinde gehörenden Katechumenen während der Vorlesung von Epistel und Evangelium aufzuhalten hatten. Daran schloss sich nach aussen eine *Vorhalle* mit einem Hofe (*Atrium, Paradisus*) an, wie er namentlich an S. Clemente sich noch findet, rings in ungefähr quadratischer Anlage von Säulen- oder Pfeilerhallen umzogen. Hier hatten sich die Büsser aufzuhalten, hier erhob sich auch inmitten des Hofes der Brunnen (*Cantharus*), aus welchem der eintretende Gläubige zum Zeichen innerer Reinigung sich besprengen musste. (In den gegenwärtigen Kirchen dienen die Weihwasserbecken am Eingange diesem Zweck).

Bei Anlage der Kirchen kam schon früh der Gebrauch auf, die Apsis mit dem Hauptaltar nach Osten zu richten; doch weichen in den ältesten Zeiten ansehnliche Kirchen, darunter S. Peter, S. Maria Maggiore, S. Giovanni in Laterano, überhaupt in Rom nicht weniger als zwanzig der alten Basiliken von dieser *Ostung* ab und haben den Chor umgekehrt am westlichen Ende. Auch in Deutschland kamen mehrere derartige Anlagen vor; erst allmählich wurde die Ostung allgemeine Sitte.

Dies im Wesentlichen die Grundanlage der altchristlichen Basilika. Was die Anordnung der Räume betrifft, so waren die Seitenschiffe — in der Regel ohne Obergeschoss, bisweilen mit einem solchen, wie z. B. in Rom S. Agnese der ältere Theil von S. Lorenzo, S. Quattro Coronati, — ungefähr halb so hoch wie der Mittelraum. Bedeckt wurden auch sie durch horizontale Felderdecken, über welchen die schräg ansteigenden Pultdächer sich erhoben und an die Obermauer des Mittelschiffes sich lehnten. Ueber denselben erhielt das Hauptschiff durch eine Reihe von halbkreisförmig geschlossenen Fenstern sein Licht. Auch in den Umfassungsmauern der Seitenschiffe lagen solche Fenster.

Von der inneren Einrichtung der alten Basiliken giebt unter den römischen Bauten namentlich S. Clemente ein anschauliches Bild

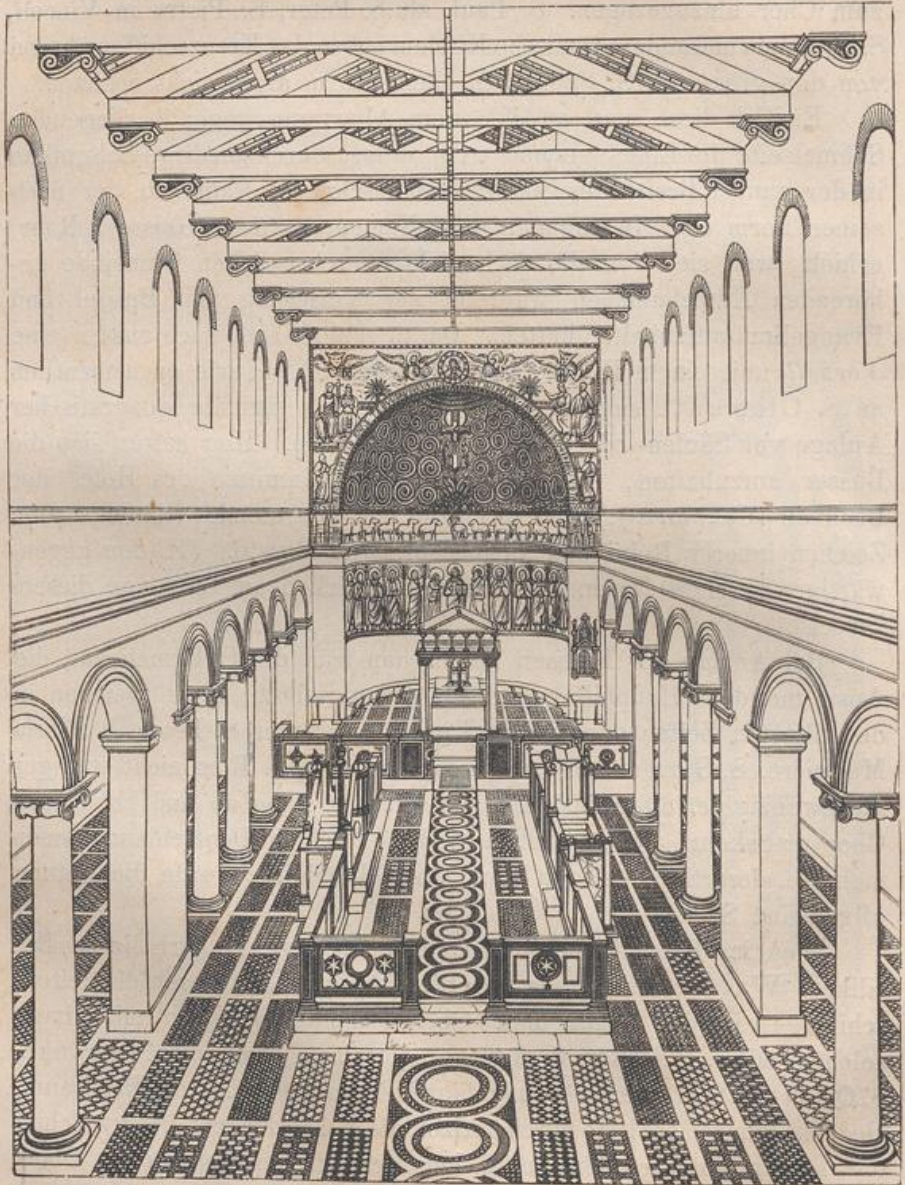


Fig. 4. Inneres von S. Clemente in Rom.

(Fig. 4). Die Apsis ist gleich dem Triumphbogen mit Mosaiken geschmückt und zeigt am Fuss ihrer Wand hinlaufend die Sitze für

die Geistlichkeit in Form einer marmornen Bank. Der von einem Ciborium überbaute Altar steht an der Grenze zwischen Apsis und Langhaus. Der grössere Theil des Mittelschiffes wird durch die marmornen Schranken (*Cancelli*) als Chorraum von den übrigen den Laien angewiesenen Theilen abgetrennt. Gegen den Altar und gegen das Schiff sind diese Schranken durch Eingänge geöffnet. Rechts und links an der Langseite der *Cancelli* ersteigt man auf mehreren

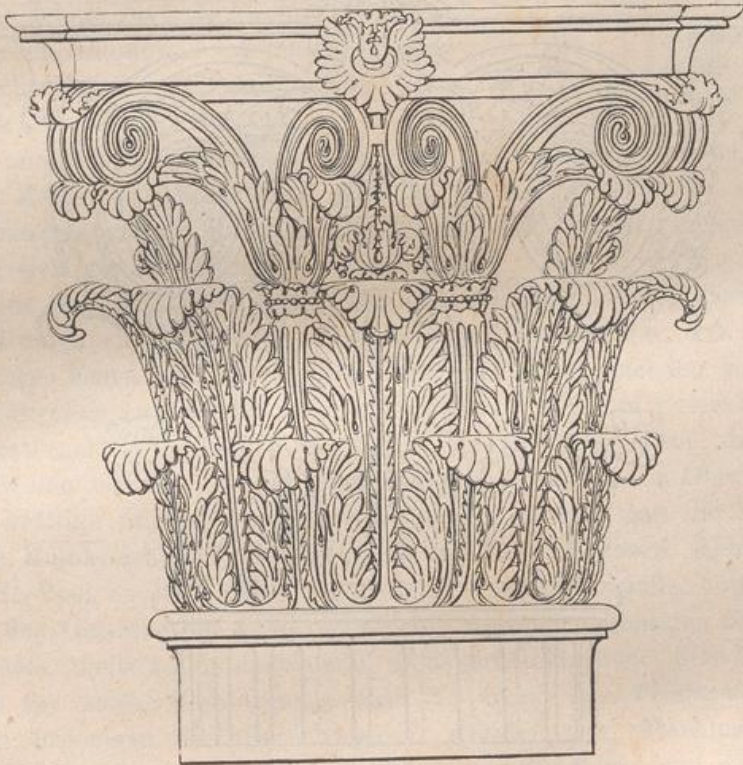


Fig. 5. Korinthisches Kapital.

Stufen die zur Vorlesung der Epistel und des Evangeliums vorgebauten erhöhten *Ambonen*, aus welchen sich später die Kanzeln entwickeln sollten. An dem für das Evangelium bestimmten Ambo sieht man den zierlichen Leuchter für die Osterkerze. Noch ist auf den reichen, aus kleinen buntfarbigen Marmorstücken zusammengesetzten Fussboden (*Opus Alexandrinum*) aufmerksam zu machen, welcher den altrömischen Basiliken eigen ist.

Was die Einzelformen der Architektur betrifft, so war man darin von der antiken Tradition anfangs ausschliesslich abhängig.

Wo antike Reste fehlten, legte man sich, so gut es gehen wollte, auf Nachbildung der Formen römischer Architektur. In Rom, wo eine Fülle von Monumenten zur Plünderung sich darbot, verwendete man zu den *Säulen* mit Vorliebe die zahlreichen Reste antiker Prachtbauten, so gut man sie bekommen konnte. Wo es nicht genug gleichartige gab, behalf man sich mit ungleichen, indem man nicht bloss Säulen der verschiedenen Ordnungen untermischt aufstellte,

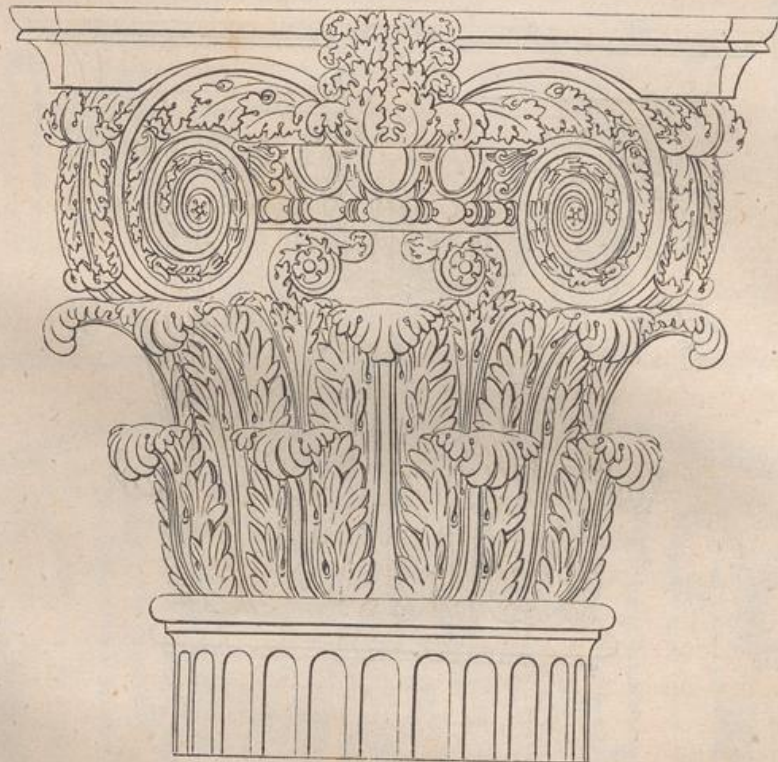


Fig. 6. Composita-Kapital.

sondern auch die Unterschiede der Höhe durch Verkürzen der Schäfte oder durch postamentartige Unterlagen aufzuheben suchte. Am zahlreichsten kommen Säulen mit *korinthischen* Kapitälern vor. Diese sehr reiche und elegante Form (vergl. Fig. 5) hat einen kelchartigen Aufbau; zwei Reihen fein gezackter Akanthusblätter bekleiden den Kern und lassen aus ihren Zwischenräumen kräftige Stengel emporschiessen, die sich theilen und auf den Ecken kräftige, schneckenartige Glieder (*Voluten*), nach innen schwächere, aber ähnlich gewundene Schnecken hervortreten lassen. Herrliche Säulen dieser Art von einem antiken

Prachtbau finden sich in S. Sabina. Eine andere, der vorigen verwandte Form ist das *Römische* oder *Composita-Kapitäl* (Fig. 6). Die beiden unteren Blattkränze hat es mit jenem gemein; darüber legt sich aber eine schwere Doppelvolute in pomphafter, der römischen Prunksucht zusagender Ausbildung. Ein Gemisch von korinthischen und Composita-Säulen z. B. in S. Maria in Cosmedin, S. Martino ai Monti. Am seltensten kommt das einfachere *Ionische Kapitäl* vor (Fig. 7), dessen Hauptglied aus einem Polster mit schneckenförmiger Ausbiegung, der *Volute*, besteht. Doch findet es sich wohl untermischt mit anderen, namentlich korinthischen Formen, z. B. in S. Maria in Araceli, aber auch consequent angewendet wie in S. Clemente und S. Maria in Trastevere. Die *Dorische* Kapitälform findet sich nur in S. Pietro in Vincoli.

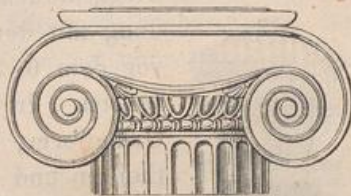


Fig. 7. Ionisches Kapitäl.

Die Säulen wurden zuerst nach dem Vorgange der antiken Bauweise durch ein Steingebälk, den *Architrav*, verbunden, das in der römischen Kunst meistens aus drei übereinander vortretenden horizontalen Streifen gebildet ist. So hatte es noch die alte Peterskirche, so jetzt noch S. Lorenzo, S. Martino ai Monti. Bald jedoch, da man den Säulen weitere Abstände und zugleich der lastenden Obermauer eine kräftige Stütze zu geben wünschte, verband man die Säulen durch Halbkreisbögen (*Archivolten*), wie sie auch unsere Abbildung von St. Paul zu Rom unter Fig. 3 zeigt. Die Oberwände, besonders aber das Gewölbe der Apsis, schmückte man mit prächtigen *Mosaikgemälden*, theils auf dunkelblauem, theils auf Goldgrund. Eine Hauptstelle für solche Decorationen war die Wand des *Triumphbogens*, d. h. desjenigen mächtigen Bogens, welcher den Abschluss des Mittelschiffes gegen das Querhaus bildet. In der Regel ruht derselbe auf zwei kolossalen vortretenden Säulen; so auch in St. Paul (Fig. 3).

Während das Innere somit durch Benutzung antiker Reste einen reichen und grossartigen Eindruck gewährte, blieb das *Aeusserere* im Wesentlichen einfach und schmucklos. Die hohen Mauern zeigten keinerlei Gliede-

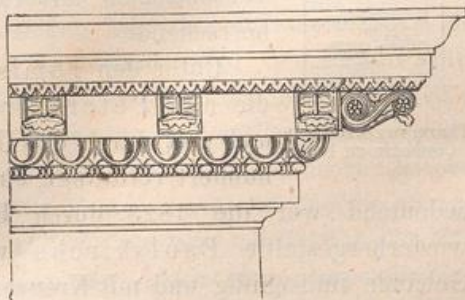


Fig. 8. Antikes Consolengesims.

rung und Belebung, höchstens dass die Gesimse mit antiken Consolen (Fig. 8) versehen wurden, und dass die Façade wohl Mosaikgemälde erhielt. Im Uebrigen wirken diese Gebäude durch ihre einfache, oft grossartige Anlage ernst und bedeutend auf den Beschauer. Ein *Glockenthurm* (*Campanile*) tritt nur in loser Verbindung mit dem Kirchengebäude auf; doch lassen sich vor dem 6. Jahrhundert keine Glockenthürme nachweisen. In Rom sind dieselben von quadratischer Grundform, unverjüngt in vielen durch Gesimse getheilten und mit gruppirten Bogenstellungen (Schallöffnungen) durchbrochenen Geschossen aufsteigend. So der zierliche Thurm von S. Maria in Cosmedin (Fig. 9).



Fig. 9.
Thurm von S. Maria in
Cosmedin zu Rom.

Nur Ravenna zeigt in einigen Kirchen eine Belebung der äusseren Wandflächen durch pilasterartige Mauerverstärkungen (*Lisenen*), welche mit Halbkreisbögen verbunden sind. So in der Basilika S. Apollinare in Classe (Fig. 10), zugleich ein Beispiel frühzeitiger Anlage eines Glockenthurmes, den die ältesten Basiliken noch nicht hatten, und der in Italien auch später fast immer neben dem Kirchengebäude steht.

Der altchristliche Basilikenbau währte von Constantins Zeiten die folgenden Jahrhunderte hindurch sowohl in Italien, als im übrigen Abendlande, welches von Rom seinen Glauben, seine Priester und seine Kirchenbaukunst empfing. Erst der romanische Styl, der etwa um's Jahr 1000 aufkam und eine Fortbildung der altchristlichen Basilika unternahm, machte jener Bauweise ein Ende. In Rom dagegen blieb sie im Wesentlichen unverändert bis in's 13. Jahrhundert herrschend.

Unter den römischen Bauten dieser Art war die alte Peterskirche, von Constantin gegründet und erst durch den Umbau von St. Peter im 16. Jahrhundert verdrängt, eine der wichtigsten. Nicht minder bedeutend war die 1823 durch Brand zerstörte und neuerdings wiederhergestellte Paulskirche vor den Mauern Roms. Beide Gebäude fünfschiffig und mit Kreuzarmen. Sta. Maria Maggiore hat drei Schiffe und Säulen mit Architraven; St. Agnese und

S. Lorenzo haben ein zweites Geschoss (Empore) über den Seitenschiffen. In S. Clemente, wo neuerdings eine noch ältere Unterkirche entdeckt wurde, folgt auf je drei Säulen ein Pfeiler, in S. Prassede auf je zwei Säulen ein breit vortretender Pfeiler, mit seinem Gegenüber durch grosse Gurtbögen verbunden, welche den Dachstuhl stützen helfen. Die schöne Kirche S. Sabina auf dem Aventin mit ihren herrlichen antiken Säulen ist ohne Querschiff angelegt; dagegen hat S. Pietro in Vincoli wieder die Kreuzform.



Fig. 10. S. Apollinare in Classe zu Ravenna.

S. Martino ai Monti zeigt über den Säulenreihen noch den Architrav und ist durch eine Confessio und ausgedehnte Unterkirche ausgezeichnet.

Ausserhalb Roms ist besonders Ravenna wegen der grossen Anzahl und guten Erhaltung seiner altchristlichen Denkmale bemerkenswerth. Die Basiliken zeigen hier die einfachere Form des dreischiffigen Langhauses ohne Querschiff. Nur der später völlig umgebaute Dom war fünfschiffig. Von den noch erhaltenen ist S. Giovanni Evangelista durch seine schönen antiken Marmorsäulen ausgezeichnet. Die Apsis ist wie immer bei den ravennatischen Kirchen nach aussen polygon gestaltet. S. Francesco hat wie die übrigen Bauten Ravenna's nicht mehr antike, sondern selbständig den alten nachgebildete Säulen, deren Kapitäle durch einen trapezförmigen Aufsatz mit dem Bogen verbunden werden. Dies ist eine Eigen-

thümlichkeit des byzantinischen Styles. S. Apollinare Nuovo hat den prächtigen Mosaikenschmuck ihrer Langhauswände bewahrt; am grossartigsten aber ist S. Apollinare in Classe, eine Meile von der Stadt am ehemaligen Hafenplatz gelegen, durch herrliche Säulen und die Mosaiken der Apsis hervorragend. (Vgl. das Aeussere mit den Lisenen der Wände und dem runden Glockenthurm, Fig. 10.)

Von andren altchristlichen Basiliken seien noch S. Pietro zu Perugia, die Dome von Parenzo und von Torcello aus dem 7. Jahrhundert, endlich die fünfschiffigen Bauten S. Frediano zu Lucca und der Dom von S. Maria Maggiore bei Capua genannt.

II.

Der byzantinische Styl.

Als Constantin seine Residenz nach Byzanz verlegte, welches durch ihn den Namen Constantinopel erhielt, nahm auch hier alsbald die christliche Kirchenbaukunst ihren Anfang. Wie in Rom bildete die Basilika den Ausgangspunkt, und es fehlte namentlich in der ersten Zeit in der neuen Kaiserstadt nicht an Basiliken, welche ohne Zweifel von den römischen kaum irgendwie abwichen. Nur in einem Punkte gab man der Basilikenanlage hier eine wesentliche Modification: in den *Emporen*, welche man über den Seitenschiffen anbrachte. Dies war eine durch die orientalische Sitte herbeigeführte Anordnung, denn jenes obere Geschoss wurde als *Gynaeceum* den Frauen ausschliesslich vorbehalten. Wo wir dieselbe Einrichtung an römischen Basiliken fanden, da ist dieselbe durch den Einfluss des byzantinischen Gebrauches zu erklären.

Bald jedoch gestaltete sich in Byzanz, unter dem vereinten Wirken mancher äusseren und inneren Ursachen, eine andere Bauweise, welche von der flachgedeckten Basilika Abstand nahm, um zu einer wesentlich neuen und originellen Composition zu greifen. Das constructive Grund-Element dieser Architektur ist das Gewölbe, und zwar vornehmlich das *Kuppelgewölbe*.

Kuppeln hatten auch die Römer schon gekannt und angewandt. Das Pantheon zu Rom ist eins der imposantesten noch jetzt erhaltenen Werke dieser Art. Die *Kuppel* lässt sich ihrer Form nach als eine halbirte hohle Kugel bezeichnen, welche einen kreisförmigen Raum bedeckt. So wenigstens erscheint ihre primitivste Gestalt, wie sie zuerst bei den Römern in Gebrauch war.

Anders entwickelte sich die Kuppel in Byzanz. Da sie hier mit einem complicirten mehrschiffigen Gebäude in Verbindung zu bringen war, so musste sie vor allen Dingen auf einzelnen Stützen hoch

emporgehoben werden. Zu dem Ende ordnete man eine Anzahl von kräftigen Pfeilern — in der Regel acht, aber auch vier — in centraler Aufstellung an. Diese wurden zunächst mit Gurtbögen verbunden. Auf den Gurtbögen erhob sich sodann ein acht- oder vierseitiger Oberbau, in dessen Ecken man Gewölbstücke (*Zwickel* oder *Pendentifs*) einsetzte. Dadurch wurde der Uebergang zum Kreise vollständig hervorgebracht, und nun konnte man leicht von einem kräftigen, ringförmigen Gesimskranze aus die Kuppelwölbung auführen. An die Hauptkuppel schlossen sich in der Regel kleinere

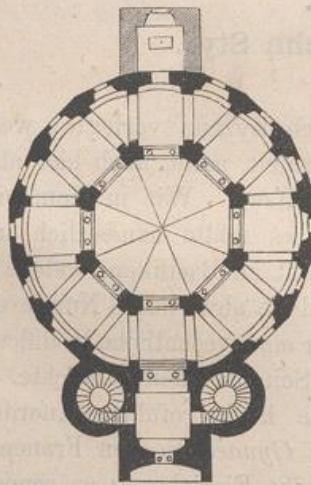


Fig. 11. Münster zu Aachen.

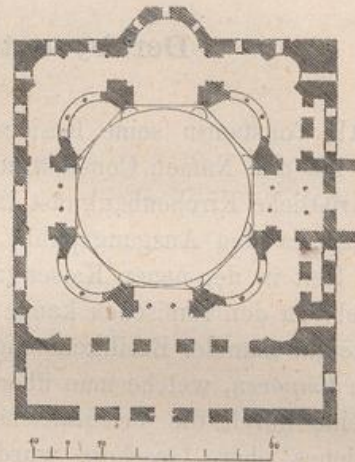


Fig. 12. St. Sergius und Bacchus.

Nischen, von Säulen unterstützt; an diese reihten sich weiterhin nach allen Seiten untergeordnete Nebenräume, über welchen das obere Geschoss für die Frauen sich befand. Mochte sich nun der ganze Bau polygon gestalten, wie an S. Vitale zu Ravenna (achteckig), am alten Münster Karl's des Grossen zu Aachen (sechzehneckig mit achteckigem Mittelbau; vergl. Fig. 11), oder mochte er ein Quadrat ausmachen, wie an S. Sophia und S. Sergius und Bacchus (vergl. Fig. 12) zu Constantinopel: immer war es ein Centralbau, den die grosse Hauptkuppel mit ihrer dominirenden, durch den Kranz rundbogiger Fenster einfallenden Lichtmasse genügend charakterisirte. Nur an der Ostseite machte die nach aussen manchmal dreiseitig vortretende, im Innern halbrund geschlossene Apsis eine Ausnahme, während an der Westseite in der Regel eine Vorhalle angelegt wurde. Diese pflegte gleich den übrigen untergeordneten Räumen mit kleineren Kuppeln bedeckt zu werden.

Nach Aussen ist es die kreisrunde Form der durch kein besonderes Dach geschützten Kuppel, welche wiederum den Eindruck des Ganzen beherrscht. In der früheren Epoche pflegt die Kuppel nicht aus einem vollen Halbkugelgewölbe, sondern aus dem Segment eines solchen gebildet zu sein: nachmals erhebt sie sich höher und schlanker.

Indess sind Kuppel und Centralanlage an sich noch nicht ausreichende Merkmale des byzantinischen Styles. Auch andere Bauweisen haben sich mehrfach dieser Formen bedient, wie wir denn zu Rom derartiges an S. Costanza und S. Stefano rotondo, in Mailand an der grossartigen Kirche S. Lorenzo finden. Aber dort bildeten diese Gebäude die Ausnahme, hier die Regel; und endlich treten dieselben zu Byzanz in einer Formensprache auf, welche den byzantinischen Charakter vollendet und entscheidet.

Die Details des byzantinischen Styles basiren zunächst zwar ebenfalls auf antiken Reminiscenzen, allein es ist mehr die griechische als die römische Behandlungsweise, welcher sie folgen. Dies zeigt sich besonders an allem Ornament, welches bei den Römern voll, üppig, selbst schwülstig gebildet wurde, während es bei den Griechen



Fig. 13. Kapitäle von S. Vitale zu Ravenna.

einen feinen, scharfen, bescheidenen Schnitt hatte. In der byzantinischen Kunst erstarrten die antiken Formen jedoch sehr bald zu einem zwar oft mit grossem technischem Geschick vorgetragenen, jedoch geistlosen und nüchternen Schematismus. Besonders ist es das Akanthusblatt, welches diese Umwandlung erfährt und solchergestalt die Flächen der Kapitäle und selbst der Wände an gewissen Stellen bedeckt.

Das *Kapitäl*, welches eine Zeit lang wesentlich das der antiken Style war, erhält nun eine specifisch byzantinische Form (Fig. 13), indem man es als einen nach unten runden, nach oben viereckigen Klotz gestaltet, dessen trapezartige Flächen mit einem ornamentirten Rande umgeben werden, während die umfassten Flächen ein anderes Ornament enthalten. Ausserdem erhält dies Kapitäl noch einen trapezförmigen *kämpferartigen Aufsatz*, der in freilich etwas roher und



Fig. 14. Kapitäl aus S. Marco zu Venedig.

äusserlicher Weise Kapitäl und Bogen mit einander zu vermitteln bestimmt ist. Auf den Seitenflächen dieses Aufsatzes sind Ornamente oder symbolische Embleme sculptirt (vergl. Fig. 13). Manchmal finden sich indess Kapitälbildungen (vergl. Fig. 14), welche sich mehr dem antiken Formencharakter anschliessen, wenn auch freilich in ziemlich ungebundener Behandlungsweise.

Im Uebrigen beschränken sich die Details dieses Styles auf eine dürftige Nachahmung römischer Form, die namentlich an den Gesimsen im Innern und Aeussern bemerklich wird. Die *De-*

coration der inneren Räume ist prachtvoll; die Wände sind mit bunten Marmorplatten bedeckt, die Gewölbe strahlen im Glanze kostbarer Mosaiken auf goldnem Grunde.

Der byzantinische Centralbau hat also eine den Basiliken verwandte Aufgabe: die mannigfach gegliederten Räume für den Gottesdienst der Gemeinde herzustellen, von einem ganz neuen Gesichtspunkte aus gelöst. Als das früheste und einfachste altchristliche Werk dieser Art, noch vor der Ausbildung des byzantinischen Styls entstanden, kann man die constantinische Grabkapelle S. Costanza bei Rom betrachten. Ihr Grundriss bildet einen kreisförmigen kuppelbedeckten Mittelraum, um welchen sich, durch zwölf Säulenpaare getrennt, ein niedriger, ebenfalls kreisförmiger Umgang hinzieht. Complicirter gestaltet sich der Grundriss in Bauten, wie S. Vitale zu Ravenna

(Fig. 15), wo die Kuppel auf acht Pfeilern ruht, zwischen welchen der innere Raum durch auswärts gewendete Halbkreisnischen erweitert wird, während ein ebenfalls achteckiger Umgang den Mittelbau umzieht. Eine verwandte Anlage bei quadratischer Gesamtform zeigt S. Sergius und Bacchus zu Constantinopel (Fig. 12);

dagegen vereinfacht sich der Plan wieder im Münster zu Aachen (Fig. 11).

Ihren Gipfelpunkt erreichte die byzantinische Kunst in der von 532 bis 537 unter Kaiser Justinian erbauten Sophienkirche zu Constantinopel (vergl. Fig. 16). Hier wird der Mittelraum durch eine gewaltige auf vier Pfeilern ruhende Kuppel bedeckt, an welche sich nach Osten und Westen grosse Halbkuppeln anschliessen, so dass sich ein mittleres Langschiff bildet, welches von niedrigen Seitenschiffen mit Emporen begleitet wird. Der Grundplan des Ganzen erhält dadurch die Form eines fast quadratischen Rechtecks, aus welchem östlich die im Innern halbkreisförmige Apsis dreiseitig vorspringt.

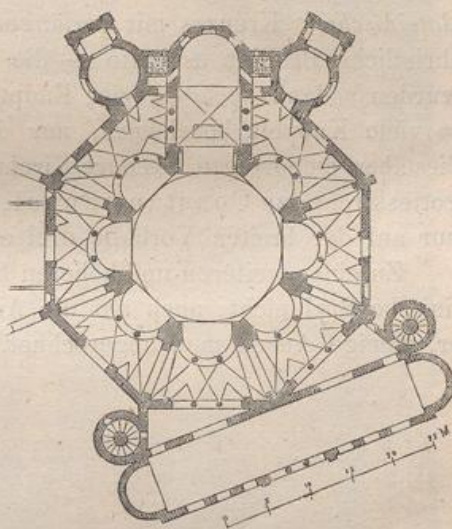
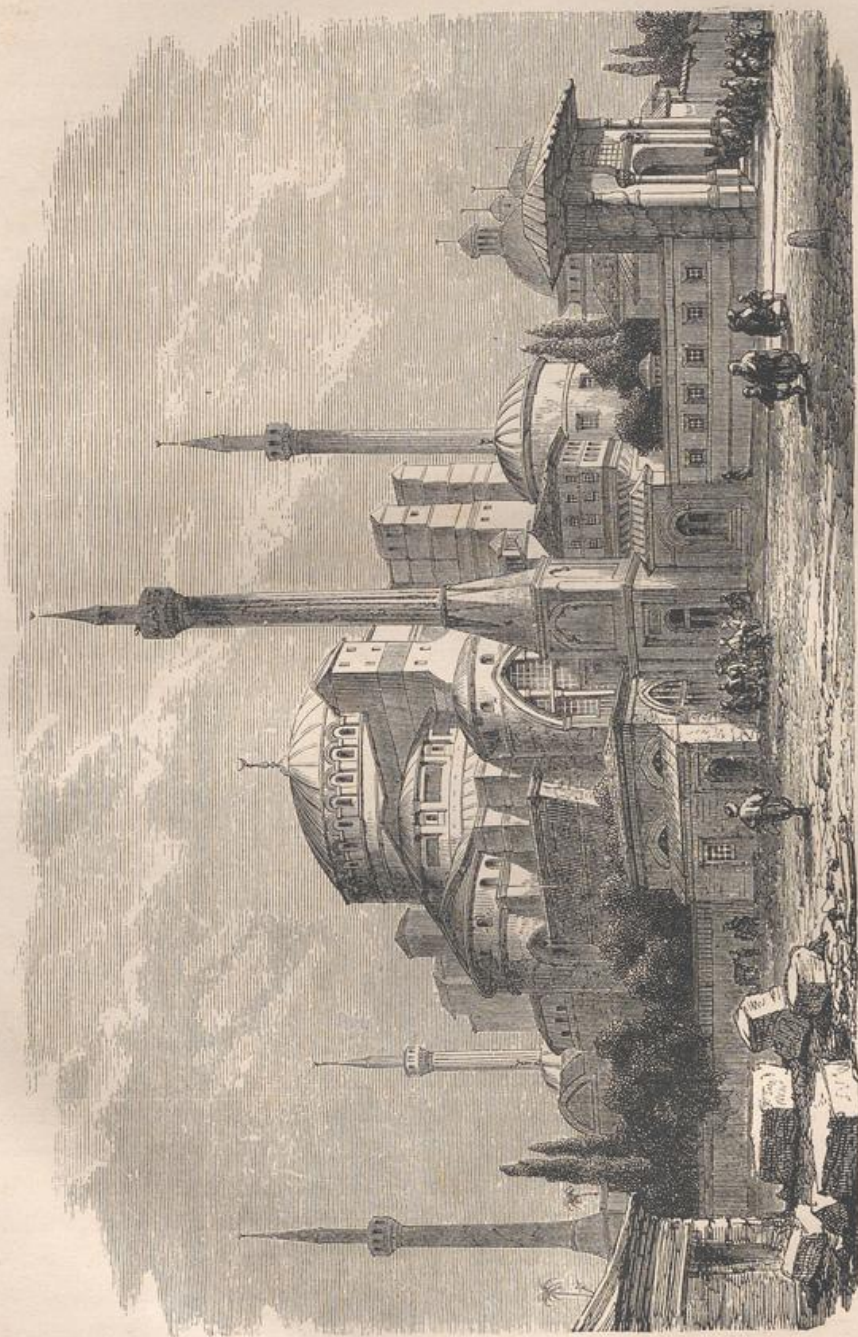


Fig. 15. S. Vitale zu Ravenna. Grundriss.

Späterhin bestand die byzantinische Architektur zwar noch eine lange Reihe von Jahren hindurch und überlebte selbst den Fall von Constantinopel; allein theils blieb sie nicht so rein und frei von fremden Einflüssen, theils hatte sie nur geringere Aufgaben zu lösen. Bei diesen blieb meistens die Sophienkirche das mustergültige Vorbild. Doch entstand auch noch ein anderer Grundplan, der vielfach in Anwendung kam und in der Marcuskirche zu Venedig selbst nach dem Abendlande sich verpflanzte. Hier blieb das Ganze ebenfalls quadratisch mit einer Kuppel auf der Mitte; allein diese bezeichnet zugleich den Durchschnitt eines Kreuzes, dessen Gestalt bei allseitig gleich langen Armen — im Gegensatz zu der Form des „lateinischen“ Kreuzes mit verlängertem Hauptschenkel, wie die altchristliche Basilika es hatte — die „griechische“ heisst. Gewöhnlich wurden sodann auch die vier Endpunkte der Kreuzarme durch eben so viele Kuppeln bezeichnet, nur dass die Mittelkuppel höher über dieselben emporragte. Andere Kirchen, wie die Theotokos (Muttergotteskirche) zu Constantinopel, erhalten ausser der Hauptkuppel nur auf der breiten Vorhalle drei etwas niedrigere Kuppeln.

Zu einer weiteren und höheren Entwicklung gelangte der byzantinische Styl nicht; auch auf die Architektur des Abendlandes blieb er, wenige Ausnahmen abgerechnet, ohne Einfluss.



Lübke, Vorschule z. kirchl. Kunst.

Fig. 16. Sophienkirche zu Constantinopel. Aeusseres.

III.

Der romanische Styl.

(c. 1000—1200.)

1. Die Basilika.

Man hat den romanischen Styl zufolge einer seltsamen Begriffsverwirrung lange Zeit den byzantinischen genannt. Wohl gab es und giebt es noch jetzt, wie wir oben gesehen haben, einen byzantinischen Styl, der sich dem romanischen gegenüber ungefähr verhält, wie die griechische Kirche zur römisch-katholischen; der zwar einzelne Formen, ja Grundformen des Baues von Rom entlehnte, wie man hinwiederum im romanischen Style wohl einzelne von Byzanz stammende Motive entdecken kann: im Wesentlichen aber sind beide Style weit von einander verschieden, ist der byzantinische eine particuläre Erscheinung, während der romanische der eigentlich „katholische“, d. h. in seiner Allgemeinheit die ganze damalige katholische Welt umfassende war. Wie aber jene Sprachen, die sich aus der altrömischen bildeten, besondere nationale Umgestaltungen der Stamm-Mutter waren: so trat auch der Baustyl, der aus den Formen des römisch-heidnischen sich entwickelte und den man nach richtiger Analogie den *romanischen* genannt hat, in mannichfachen Modifikationen bei verschiedenen Völkern hervor.

Wir haben hier von derselben Form auszugehen, von welcher aller christliche Kirchenbau ausgegangen ist, der römischen *Basilika*. Doch ist es an diesem Orte unsere Sache nicht, die allmähliche Entwicklung und Ausbildung der einfachen Grundform nachzuweisen. Uns sollen hier nur die ausgebildeten Basilikenformen beschäftigen, wie wir sie in Deutschland vom 11. Jahrhundert an bis zum Ende des 12. vorfinden. Zwar wissen wir aus manchen chronikalischen

Nachrichten von Basiliken aus früheren Jahrhunderten; doch sind mit voller Sicherheit kaum solche aus dem 10. Jahrhundert, viel weniger noch ältere nachzuweisen.

Meistentheils waren die zuerst angelegten Kirchen von geringer Beschaffenheit, oft nur aus Holz aufgeführt, und wurden gewöhnlich im Laufe der Zeit durch schönere und grössere, aus Stein errichtete, ersetzt. Aber selbst diese waren, zumal bei den anfangs üblichen Holzdecken, der Zerstörung leicht unterworfen, und so kommt es denn, dass wir zwar oft von der Stiftung einer Kirche aus dem 7. und 8. Jahrhundert wissen, uns aber hüten müssen, die gegenwärtig vorhandene für die ursprüngliche zu halten, was mit wenigen zu zählenden Ausnahmen niemals der Fall ist. Den Namen „Basilika“

(königlicher Bau) mochte man in der Christenheit beibehalten mit Hinsicht auf den „König der Könige“, dem dieses Haus geweiht war. Als wesentliches Merkmal sind zunächst die drei Schiffe zu bezeichnen: das mittlere (*Mittelschiff, Hauptschiff*) breit und hoch, die seitlichen (*Seitenschiffe, Abseiten, Nebenschiffe*) gewöhnlich halb so breit und halb so hoch wie jenes. Diese Verhältnisse werden, mit geringen Abweichungen, bei den Bauten jener Zeit stets beibehalten. Die Construction der drei Schiffe — des Langhauses — ist folgende (Fig. 17).

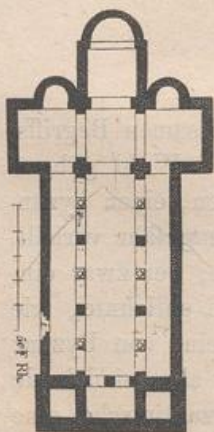


Fig. 17. Roman. Basilika.

In einem Abstände, wie er für die Breite des Mittelschiffes angenommen wird, sind zwei Reihen von Säulen (oder Pfeilern, wovon später) aufgestellt. Jede Säulenreihe (*Arkade*) trägt vermittelst der Halbkreisbögen (*Arkadenbögen*), die je zwei benachbarte Säulen verbinden, eine hohe Wand. Diese beiden Wände — die Seitenwände des Mittelschiffes — steigen empor bis zum Dache, das sich in ziemlich steiler Ansteigung als einfaches Satteldach darüber aufbaut.

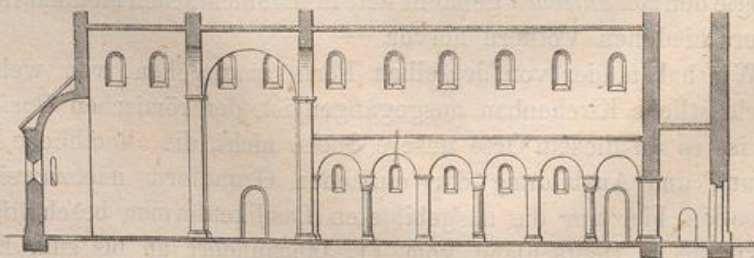


Fig. 18. Längendurchschnitt der Basilika.

Für die Innenansicht der Kirche boten sich also zwei sehr ausgedehnte Flächen dar, zu deren Belebung die Kunst sich verschiedener Mittel bediente. Das eine bestand in dem *Arkadensims*, das heisst, einem aus der Wandfläche hervortretenden schmalen horizontalen Streifen, der sich der Länge nach über den Arkadenbögen hinzieht. (Vergl. den Längendurchschnitt Fig. 18.)

Zuweilen hat man, damit noch nicht zufrieden, einzelne Wandstreifen von den Arkadenträgern aus hinaufgeführt, bis dieselben den Arkadensims treffen (vgl. Fig. 19).

Ein anderes Mittel war die Anordnung von offenen Bogenstellungen, welche die Wand durchbrachen und eine Art von *Galerie* bildeten. Diese Galerie steht häufig in Verbindung mit einer über den Seitenschiffen sich hinziehenden *Empore*, die in volkreichen Orten durch das gesteigerte Bedürfniss und durch die räumliche Beschränkung hervorgerufen wurde. In Deutschland kommen solche Emporen nur am Rhein häufiger, in den übrigen Gegenden höchstens ausnahmsweise vor; z. B.: St. Ursula in Köln, Liebfrauenkirche zu Coblenz, Kirchen zu Andernach, Linz, Sinzig, Grossmünster in Zürich u. A. Bisweilen wird die Wand des Mittelschiffes dadurch gegliedert, dass je zwei der Arkaden durch einen grösseren Bogen umfasst werden. Dies geschieht zumeist dann, wenn schwächere Stützen (Säulen) mit stärkeren (Pfeilern) wechseln, denn da das ganze Wandstück, welches der grosse Bogen einschliesst, in geringerer Dicke aufgemauert wird, so entsteht eine theilweise Entlastung der Säule.

Dies findet man z. B. in den Kirchen zu Echternach bei Trier (Fig. 20), sowie in mehreren sächsischen Bauwerken, wie den Kirchen zu Huyseburg, Drübeck und Ilsenburg.

Ziemlich nah unter dem Dachstuhl wurde eine Reihe von *Fenstern* angebracht, die dem Mittelschiffe Licht gaben. Dies obere Stockwerk pflegt man mit dem Namen *Lichtgaden* zu bezeichnen.

Diese Fenster sind bis in's dreizehnte Jahrhundert klein,

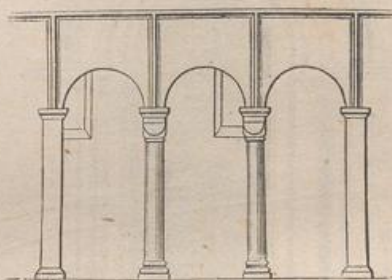


Fig. 19. St. Godehard in Hildesheim.

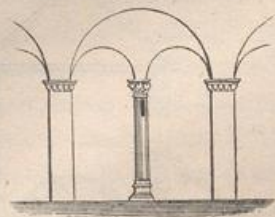


Fig. 20. Arkaden aus Echternach.

obwohl sie im Verlaufe des 12. schon etwas wachsen; ohne Ausnahme sind sie in jenen Zeiten mit Halbkreisbögen oben geschlossen. Die *Laibungen*, d. h. die Seitenwände der Fensternischen, wurden nach aussen wie nach innen beträchtlich abgeschrägt, und zwar sowohl

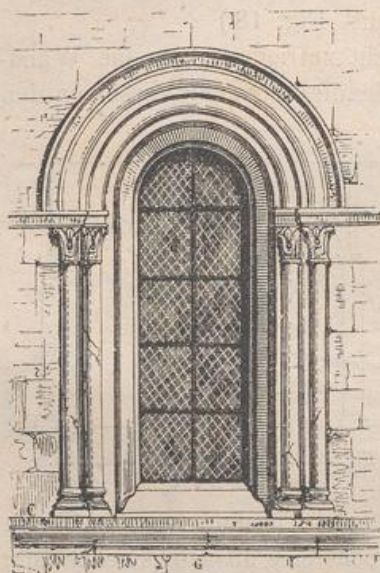


Fig. 21. Reiches Romanisches Fenster.

um das Regenwässer leichter abfließen, als auch um möglichst viel Licht in die Kirche dringen zu lassen. Die inneren Fensterwände boten, gleich den Flächen zwischen Fenstern und Arkadensims, Raum für Wandbemalung dar. Bei reicheren Anlagen der späteren romanischen Zeit, und namentlich der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, finden sich in die zu dem Behufe ausgetiefte Ecke, welche das Fenster mit der Wand bildet, ein oder auch zwei Säulchen eingelassen, aus denen oben Rundstäbe sich fortsetzen, um den Rand des Fensters einzufassen (Fig. 21).

Die Art, wie die drei Räume des Langhauses überdeckt werden, ist in den frühesten Zeiten entweder eine Balkenlage, durch die man von dem Schiffe aus die ganze Dachrüstung, den Dachstuhl, wahrnimmt, eine Anordnung, die man in Deutschland nicht findet; oder eine flache Bretterdecke, die dann meistens zu malerischen Ausschmückungen benutzt wurde.

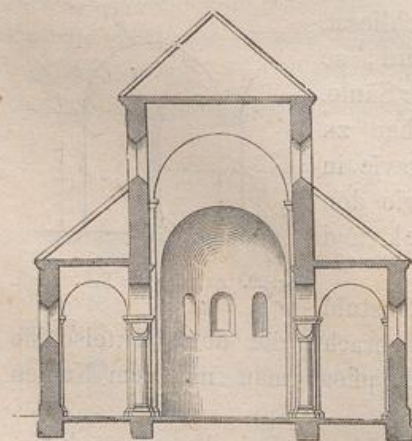


Fig. 22. Querschnitt der Basilika.

Solche Holzdecken sind selbst bei Prachtbauten, wie St. Godehard und St. Michael in Hildesheim, noch bis tief in's 12. Jahrhundert hinein üblich gewesen. Die letztere dieser beiden Kirchen ist die einzige in Deutschland, die noch die volle alte Deckenbemalung bewahrt hat. Der Querschnitt Fig. 22 giebt über die Anlage der Decken in den drei Schiffen genügende Auskunft.

Das Langhaus wird nach Osten abgeschlossen durch drei breite Halbkreisbögen (*Gurten*), das Mittelschiff durch einen Bogen von beträchtlich grösserer Spannung, der dem *Triumphbogen* der altchristlichen Basilika entspricht. Hier nun wird die Längenrichtung der Kirche durch die Querrichtung unterbrochen, die sich in der Form eines *Kreuzschiffes*, *Querschiffes*, *Transepts*, darstellt.

Von den beiden Pfeilern, die den Triumphbogen tragen, und die deshalb bedeutend höher hinaufgeführt sind als die Arkadenstützen, spannen sich auch nach Osten hin zwei grosse Halbkreisbögen, die dort im nämlichen Abstände, wie der Triumphbogen, auf zwei Pfeilern oder vielmehr Wandpfeilern aufsetzen; und indem auch diese wieder in der Querrichtung durch einen Bogen verbunden sind, ist so durch die vier Gurtbögen ein quadratischer Raum umschlossen worden, den man wohl das *Kreuzmittel* oder die *Vierung* nennt. An seine südliche, so wie an die nördliche Seite, legt sich ein ähnliches Quadrat von gleicher Höhe, das von Mauern umschlossen wird, so dass auch nach aussen gleich das Kreuzschiff sich kund giebt, indem es aus dem Kerne des Langhauses, mit dessen Mittelschiff es gleiche Höhe hat, heraustritt (vgl. Fig. 17 u. 18).

Der mittlere Raum des Kreuzschiffes — die Vierung — wurde häufig mit in den Bereich des Chores gezogen und dann durch niedrige Mauern, Brustwehren, *Balustraden*, von den Seitenarmen gesondert. Die Balustraden gaben wieder der Sculptur Gelegenheit zu Ausschmückungen sehr hervorragenden Charakters. Nach der Aussenseite finden wir vielfach die Apostelgestalten angebracht, gleichsam als getreue Hüter des Heiligthums, während die Innenseite manchmal betende Engelfiguren zeigt, wie in der grossartigen Michaelskirche zu Hildesheim. Auch nach dem Langhause zu pflegte dann die Vierung durch eine ähnliche Mauerschranke geschlossen zu sein, an deren dem Schiffe zugewandten westlichen Seite der Altar für die Laien angebracht war, und an welcher zwei Treppen zu zwei Kanzeln (*Ambonen*) führten, von denen herab dem Volke das Evangelium und die Epistel vorgelesen wurde; daher der Name *Lettner* (*Lectorium*) für diese Balustrade geblieben ist. Solche Lettner finden sich z. B. noch im Dom zu Naumburg und in der Klosterkirche zu Maulbronn. (Der neuerdings leider entfernte sogenannte *Apostelgang* im Dom zu Münster ist ein solcher Lettner, aber aus später Zeit. Ebenso der prächtige Lettner im Dom zu Halberstadt.)

Im Osten legt sich an die Vierung ein in gleicher Höhe mit dieser aufgeführter viereckiger, manchmal quadratischer Raum, ge-

wisermassen die Fortsetzung des Mittelschiffes jenseits des Kreuzschiffes. Dies ist der *Chor* oder das *Presbyterium* (Priesterraum). Er pflegt gleich dem Querschiff und den übrigen Theilen der Kirche in den ältesten Zeiten flachgedeckt zu sein. An seine östliche Wand fügt sich nun noch ein Raum, von einer im Halbkreise gezogenen Mauer umschlossen, die nach oben durch ein halbes Kuppelgewölbe sich an die aufsteigende Schlussmauer des Chores legt. Dies ist die *Nische*, *Apsis*, *Abside*, *Tribuna*, *Concha*. Alle diese Benennungen,

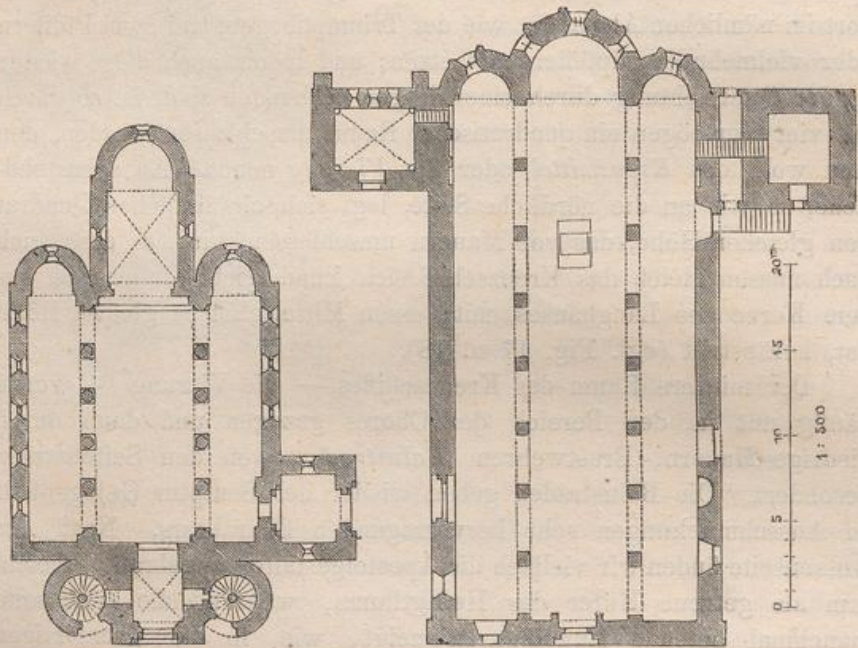


Fig. 23. Kirche zu Brenz.

Fig. 24. Kirche zu Sindelfingen.

mehr oder minder genau, werden für den in Rede stehenden Theil der Kirche in Anwendung gebracht. Auf der Gränze der Apsis und des quadratischen Chorraumes erhebt sich der Altartisch, so dass ein Umgang um denselben frei bleibt, was um so nothwendiger war, da ursprünglich der das Opfer verrichtende Priester hinter dem Altare stand, das Angesicht der Gemeinde zuwendend. Die Mauer der Apsis ist gewöhnlich durch drei Fenster durchbrochen, in derselben Form wie die übrigen Fenster, nur bisweilen von etwas grösseren Verhältnissen. Die Wölbung der Apsis wurde durch die Malerei mit den erhabensten Darstellungen geschmückt; meistens

war es Christus als Weltheiland und Weltrichter, auf dem Regenbogen thronend in mandelförmigem Medaillon.

Während dies die in Norddeutschland, namentlich in den sächsischen und thüringischen Gegenden, herrschende Form ist, begegnet uns besonders im südlichen Deutschland bis nach Oesterreich und Ungarn hinein eine schlichtere Anlage des Grundrisses, welche auf *das Kreuzschiff verzichtet*. Wie jene Bauten ihre Vorbilder in den reicher entwickelten römischen Basiliken haben, so gehen diese

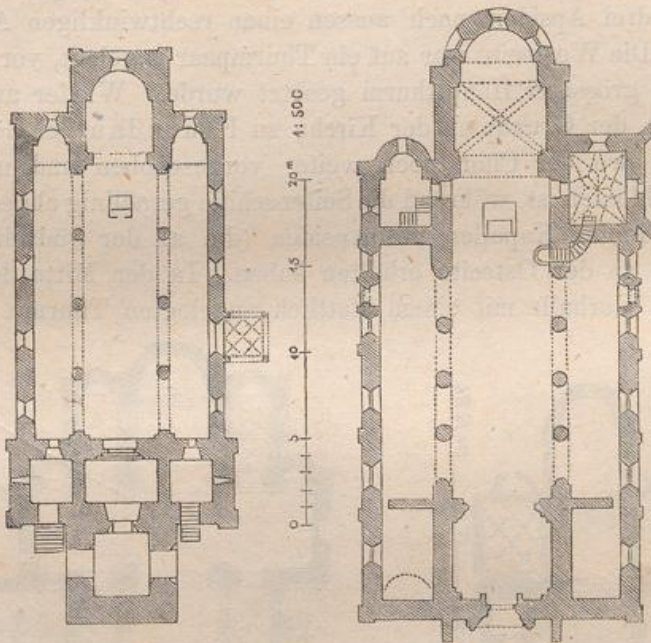


Fig. 25. Kirche zu Neckarthalflingen.

Fig. 26. Kirche zu Faurndau.

auf die einfacheren Anlagen zurück, wie die altchristliche Zeit sie besonders zu Ravenna, aber auch zu Rom und anderwärts hervorgebracht hat. Doch finden sich wiederum selbst bei dieser Vereinfachung manche Unterschiede der Behandlung. Am übersichtlichsten gestaltet sich der Plan, wenn alle drei Schiffe zu gleicher Länge fortgeführt sind und an derselben Stelle durch drei Apsiden schliessen, von denen die mittlere durch grössere Breite und Tiefe über die beiden seitlichen hervorragt. So an der Kirche zu Sindelfingen bei Stuttgart (Fig. 24), die auch darin der altchristlichen Gewohnheit folgt, dass sie ihren Glockenthurm, wie es oft in Süddeutschland und der Schweiz vorkommt, isolirt vom Kirchengebäude an der Südseite

hat. In anderen Fällen hat man aber den Chor dadurch wirksamer hervorzuheben gesucht, dass man ihn um ein Bedeutendes über die Seitenschiffe hinaus durch eine Verlängerung des Mittelraumes vortreten und dann erst durch eine Apsis enden liess. Dies Verhältniss zeigt die kleine Kirche zu Brenz unweit Günzburg (Fig. 23), die ausserdem an der Südseite ein stattliches Paradies und an der Westseite einen mit zwei runden Treppenthürmen flankirten Thurm aufweist. Aehnlich, nur nicht so weit vorgeschoben, ist die Chorbildung an der Kirche zu Neckarthaltingen (Fig. 25), jedoch haben hier die drei Apsiden nach aussen einen rechtwinkligen Abschluss erhalten. Die Westseite war auf ein Thurmpaar angelegt, vor welches später ein grösserer Hauptthurm gesetzt wurde. Wieder anders gestaltet sich der Grundplan der Kirche zu Faurndau bei Göppingen (Fig. 26), wo der Chor noch weiter vorgeschoben und mit einer Apsis geschlossen ist, während die Seitenschiffe geradlinig abgeschnitten sind und kleine Kapellen mit Apsiden (die an der Südseite später umgebaut) an der Ostseite erhalten haben. In der Mitte der Westfacade die Vorhalle mit einem stattlich angelegten Thurme.

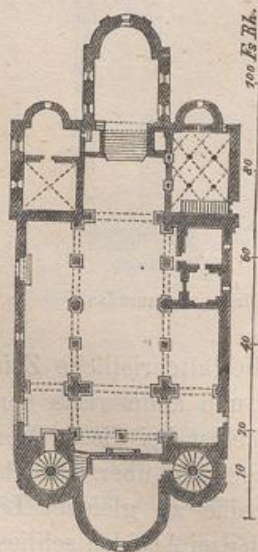


Fig. 27. Kirche zu Gernrode.

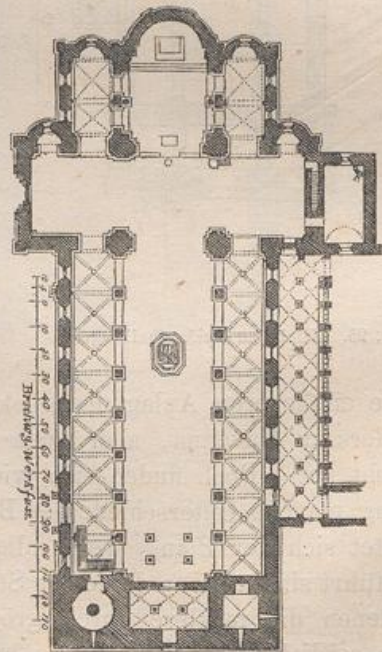


Fig. 28. Abteikirche zu Königslutter.

Dies die einfachste Basilikenanlage, wie sie seit dem 11. Jahrh. in Deutschland auftritt. Doch war es bei reicherm Grundplan gerade

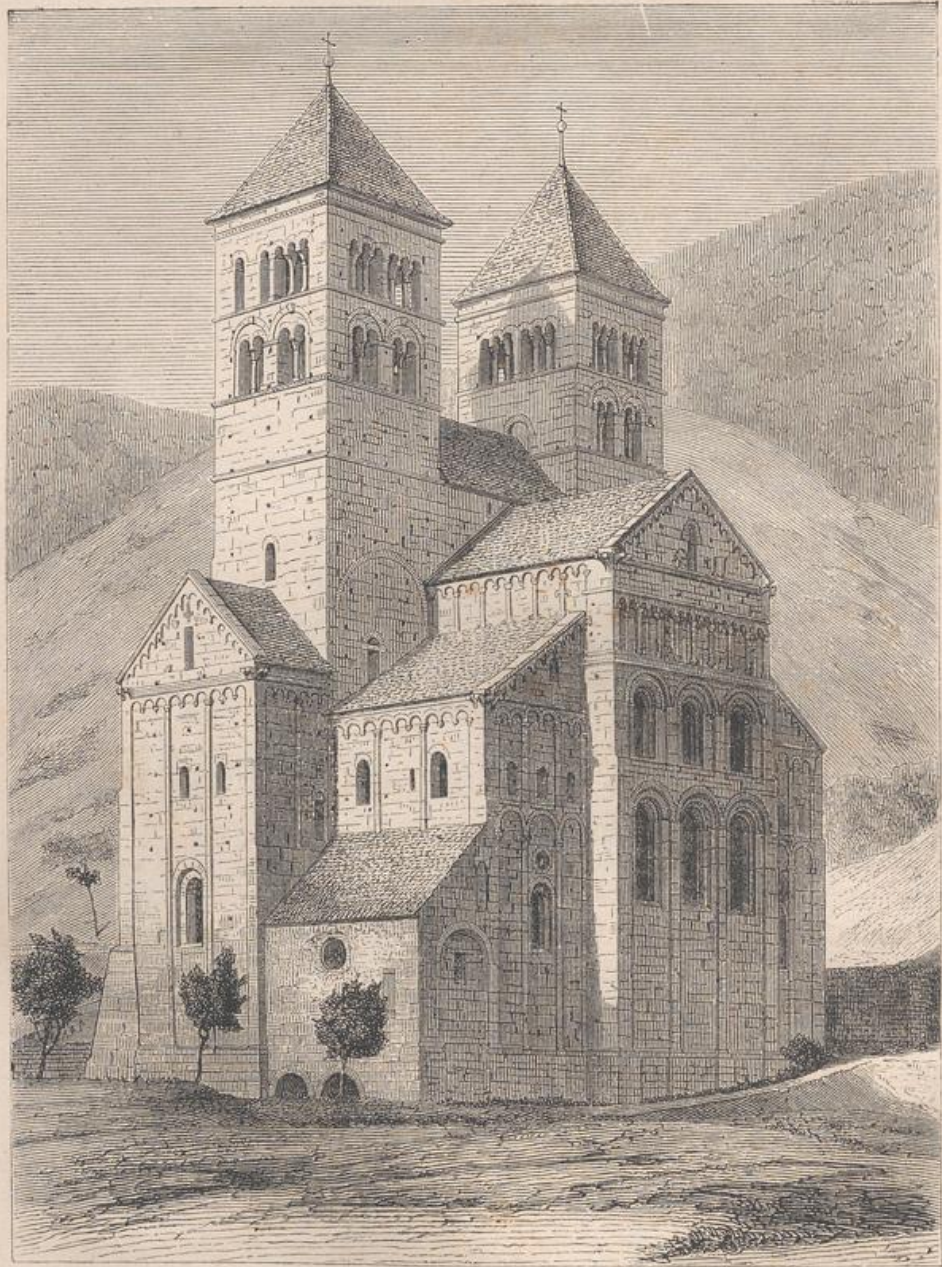


Fig. 29. Kirche zu Marbach.

der östliche Theil der Kirche, der zu mannichfachen Zusätzen Veranlassung gab. Am häufigsten ist der, dass die beiden Arme des Kreuzschiffes in ihrer Ostmauer zwei kleinere *Nebenabsiden*, für Seitenaltäre bestimmt, erhalten (vgl. Fig. 28); manchmal auch wird neben dem Chore an jeder Seite noch eine Nebenkapelle, gleichsam als Verlängerung der Seitenschiffe angebracht (vgl. in Fig. 27 den Grundriss der Abteikirche zu Königs-lutter), die dann in einer kleineren Apsis schliesst. Bei einigen der älteren Kirchen kommt es wohl vor, dass das Kreuzschiff nicht so weit nach beiden Seiten ausladet, sondern nur eben über das Seitenschiff heraustritt, wie zu Gernrode (Fig. 28). Bisweilen findet sich auch eine derartige Vereinfachung des Chorplanes, dass mit Fortlassung der Hauptapsis die Kirche rechteckig schliesst. So besonders in Cisterzienserkirchen, wie zu Loccum, Marienthal bei Helmstädt, Lilienfeld in Oesterreich, Neuberger in Steiermark; dann auch häufig in Westfalen, z. B. an den Domen zu Paderborn und Osnabrück. Als Beispiele des gradlinigen Chorschlusses geben wir die Abbildung der Kirche zu Murbach im Elsass, deren Langschiff zerstört ist, während das Querschiff zwei Thürme aufzuweisen hat (Fig. 29).

Eine besonders reiche, in Frankreich sehr beliebte, in Deutschland dagegen seltene Anordnung ist es, wenn die niedrigen Abseiten als Umgänge um den halbkreisförmig oder gradlinig geschlossenen Chor sich fortsetzen. Ersteres findet man in St. Godehard zu Hildesheim (Fig. 30), letzteres in der Cisterzienserkirche Marienthal in Westfalen.

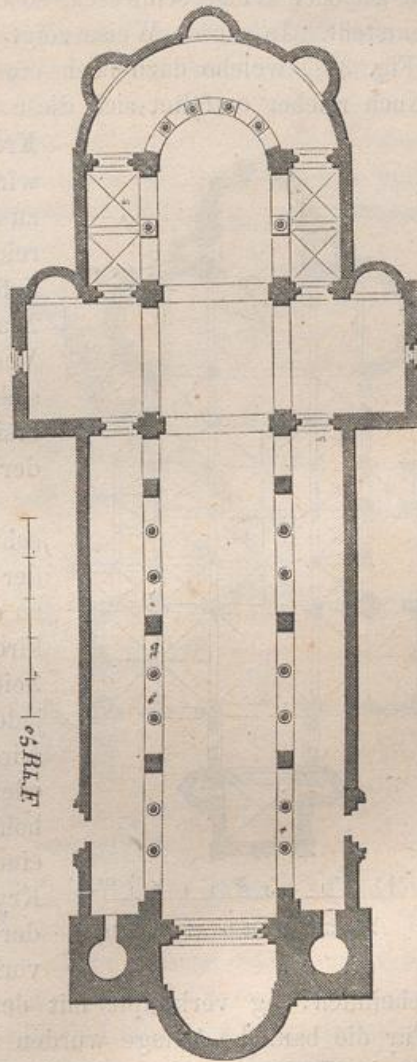


Fig. 30. Kirche St. Godehard zu Hildesheim.

Eine besonders grossartige Ausbildung der Chorpartie findet sich mehrfach in den Kirchen des Rheinlandes. Sie fügen nicht blos dem Chor eine Apsis hinzu, sondern lassen oftmals auch die Kreuzarme in gleicher Weise schliessen, so dass ein kleeblattförmiger Grundriss entsteht. In dieser Weise zeigt es die Apostelkirche zu Köln (Fig. 31), welche dazu noch ein westliches Querschiff erhalten hat. Noch reicher entfaltet sich diese Form, wenn der Chor sammt den

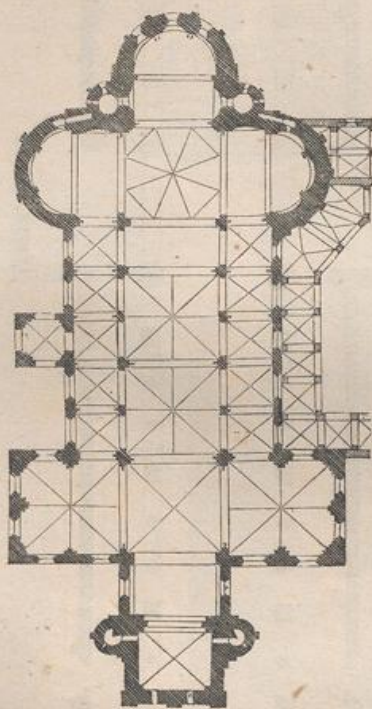


Fig. 31. Apostelkirche zu Köln.

Kreuzarmen von Umgängen umgeben wird, wie an der Kapitolskirche zu Köln (Fig. 32). Auch für diese reichere Gestaltung des Grundrisses liefert die altchristliche Zeit in der Marienkirche zu Bethlehem das Vorbild. Wie prächtig diese Anordnung sich auch am Aeusseren ausspricht, ersieht man aus der östlichen Ansicht der Apostelkirche (Fig. 53).

Es bleibt nur noch übrig, einer sehr wichtigen und für die Gestaltung der Basilika hochbedeutsamen Anlage zu erwähnen: der *Krypten* oder Gruftkirchen. In der älteren romanischen Zeit findet sich nämlich unter dem Chore jeder grösseren Kirche noch eine zweite Kirche mit Gewölben, die auf Säulen oder Pfeilern ruhen und mehrere gleichhohe Schiffe bilden, mit Apsis und mit einem Altare in der Apsis. Diese Krypten, die erweiterte Nachbildung der in den altchristlichen Basiliken vorkommenden *Confessio*, waren wahr-

scheinlich eng verknüpft mit den Gedächtnissfeiern der Märtyrer. Für die bauliche Anlage wurden sie insofern einflussreich, als durch sie der Raum des Chores beträchtlich erhöht wurde, und man daher diesen heiligsten Theil der Kirche durch eine Reihe von Stufen von dem übrigen Raum sondern und über denselben hinaus erheben musste. Der Umfang der Krypta ist sehr verschieden: das Minimum ihrer Ausdehnung ist der Raum der Hauptapsis und des Chores; das Maximum die Ausbreitung auch auf das ganze Kreuzschiff, wie in der Stiftskirche zu Quedlinburg. Der Eingang zur Krypta liegt

entweder an der vorderen Seite zwischen den beiden zum Chor hinaufführenden Treppen, oder auf beiden Seiten in den Nebenschiffen, wie z. B. in der Stiftskirche zu Ellwangen.

Noch eine wichtige Anlage war die der *Logen* oder *Emporen*, die sich meistens in dem westlichen Theile des Mittelschiffs finden, auf Säulen und Pfeilern mit Gewölben ruhen und gleichsam ein zweites Geschoss bilden. Der Raum unter denselben gewährt dann in der Regel eine *Vorhalle*. Die Loge diente entweder als Nonnenchor (so in der Stiftskirche zu Gandersheim), oder sie war vielleicht bestimmt, besonders ausgezeichnete Personen aufzunehmen.

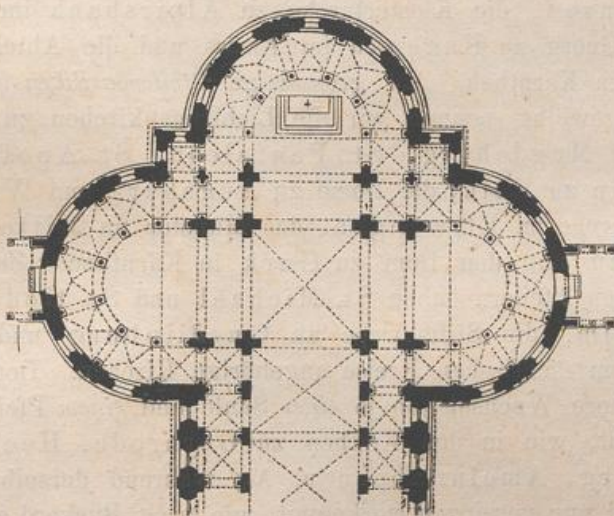


Fig. 32. Kapitelskirche zu Köln.

Bisweilen finden sich auch Logen in einem oder in beiden Flügeln des Kreuzschiffes (St. Michael zu Hildesheim).

Endlich ist noch zu bemerken, dass in grossen Cathedral- oder Abteikirchen bisweilen die Anlage eines *zweiten Chores* sammt Apsis und bisweilen auch sammt Kreuzschiff und zweiter Krypta gefunden wird, der einem besonderen Heiligen gewidmet und vielleicht für den Pfarrgottesdienst eingerichtet war. So in den Domen zu Bamberg, Mainz, Naumburg und den Stiftskirchen zu Gernrode (vgl. den Grundriss Fig. 28), St. Michael und St. Godehard in Hildesheim (Fig. 30), St. Sebald zu Nürnberg u. A.

Wir haben uns nun zur Betrachtung der einzelnen Glieder zu wenden, und beginnen mit den *Stützen der Arkadenbögen*, in deren

Anordnung sich eine besondere Mannigfaltigkeit zeigt. Sie sind entweder durchweg *Säulen* oder *Pfeiler*, oder eine Mischung von beiden. Auch diese Mischung ist wieder verschiedener Art: manchmal wechselt nämlich in der Reihe je eine Säule mit einem Pfeiler (vgl. Fig. 17 u. 18); manchmal folgen zwei Säulen auf einen Pfeiler (siehe Fig. 30). Reine Säulenbasiliken kommen nur in Süddeutschland öfter (vgl. die Kirchen zu Brenz, Neckarthailfingen, Faurndau (Fig. 23, 25, 26), in den übrigen Theilen nicht eben häufig vor. Die bedeutendsten sind die Klosterkirchen zu Hamersleben in Niedersachsen, Paulinzelle in Thüringen, Hersfeld in Hessen, Limburg an der Hardt, Heilsbronn in Franken, der Dom zu Constanz, das Münster zu Schaffhausen, die Klosterkirche zu Alpirsbach im Schwarzwald, S. Georg zu Hagenau im Elsass und die Abteikirche zu Sekkau in Kärnthen. Als grossartige *Pfeilerbasiliken* (zum Theil später eingewölbt) nennen wir die Liebfrauenkirchen zu Halberstadt und Magdeburg, St. Pantaleon, St. Aposteln und St. Martin zu Köln, die Dome zu Augsburg und Würzburg, die Stiftskirche zu Ellwangen, das Münster zu Mittelzell auf Reichenau und den Dom zu Gurk in Kärnthen. *Zwei Säulen* zwischen den Pfeilern haben St. Michael und St. Godehard zu Hildesheim; die Stiftskirche zu Quedlinburg und mehrere andere, dem sächsischen Kreise angehörige Kirchen. Dort ist auch der einfachere Wechsel von je *einer* Säule und *einem* Pfeiler besonders beliebt, wie in den Kirchen zu Gernrode, Hecklingen, Huyseburg, Amelunxborn u. A., während derselbe in Süddeutschland nur vereinzelt vorkommt, wie an St. Burkard zu Würzburg und der Kirche zu Weinsberg.

Die Begriffe *Säule* und *Pfeiler* werden vielfach verwechselt. Beide sind darin gleich, dass sie selbständige, frei gestellte, zum Stützen bestimmte Glieder sind. Der Verschiedenheiten aber giebt es unter beiden mehrere. Der *Pfeiler* zeigt im Wesentlichen nur einen Bestandtheil, denn die *Basis*, die er dort hat, wo er auf den Boden aufsetzt, bildet meistentheils nur ein unbedeutendes Glied von einigen horizontalen Profilirungen; und der *Kämpfer* (das *Kämpfergesims*), der ihn nach oben abschliesst, ist auch nichts Weiteres, als eine aus einem oder mehreren schmalen horizontalen Gliedern bestehende Begränzung. Innerhalb dieser beiden Theile, des Kämpfers und der Basis, gestaltet sich der Pfeiler als ein in der Regel rechtwinkliger, viereckiger, aber auch wohl polygoner aus horizontal geschichteten Steinen aufgeführter Mauerkörper.

Die *Säule* dagegen, wie sie in der christlichen Architektur sich ausgebildet hat, besteht aus drei gleich bedeutsamen Gliedern: dem *Fusse* (der *Basis*), dem *Stamme* (*Schafte*), dem *Kopfe* oder *Kapitäl*. Die Bildung der Basis ist den Formen der antik griechischen Kunst entlehnt, insofern fast durchweg die *attische Basis* angewandt wird. (Fig. 33). Dieselbe besteht aus drei, durch schmale Plättchen verbundenen Gliedern, nämlich einem oberen (engeren) und einem unteren (weiteren) *Wulst* oder *Pfuhl*, zwischen denen eine *Hohlkehle* den Uebergang bildet. Unter diese Glieder legt die romanische Architektur noch eine kräftige *Platte* (*Plinthe*), die eine einfache viereckige Grundlage für Basis und Säule gewährt. Die Bildung dieser Theile ist indess sehr verschieden, je nach dem Grade der geringeren oder stärkeren Ausladung, so wie der kleineren oder grösseren Höhe derselben; es gibt attische Basen von *steiler* und *flacher* Bildung. Wie aber die Kunst des Mittelalters kein Element aus einem anderen Baustyle ohne Weiteres aufnahm und bloss nachahmte, sondern jeder Form durch Umgestaltung einen ganz besonderen, spezifischen Geist aufprägte, so geschah es auch mit der attischen Basis. Da wo der untere Wulst auf die viereckige Platte aufsetzt, entstand, bei der runden Grundform des Wulstes, auf jeder der vier Ecken eine leere Fläche. Um diese auszufüllen und den Uebergang von der runden Form in die viereckige nach allen Seiten sanft und gleichmässig herbeizuführen, legte man auf jede dieser Ecken ein als kleiner

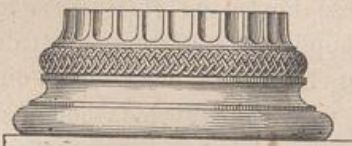


Fig. 33. Attische Basis.

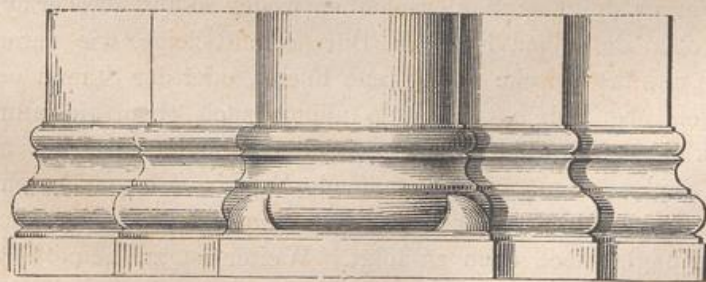


Fig. 34. Pfeilerbasis aus der Kirche zu Laach.

Pflock oder Knollen geformtes Glied, das sich an die Rundung des Wulstes anschmiegt und *Eckblatt* genannt wird. (Fig. 34 zeigt die primitivste Form des Eckblattes an dem mittleren (runden) Theil der

Basis, während die übrigen (eckigen) Theile es nicht besitzen.) Dieses Eckblatt tritt in mannigfacher Gestalt auf, indem zuerst die beiden Seiten des Knollens gleichsam breiter und dünner ausgedehnt werden, so dass sie, am oberen und unteren Rande um sich greifend, den Wulst wie eine theilweise Umhüllung umgeben; man kann diese Form die *hülsenförmige* nennen. Endlich wird, da die unerschöpfliche Gestaltungskraft der mittelalterlichen Kunst nie still steht, das Eckblatt auch durch die verschiedensten Pflanzen- und Blatt-, so wie Thier-Formen belebt.

Im Allgemeinen kann man den Grundsatz aufstellen, dass die attische Basis bis gegen die Mitte des 12. Jahrh. steil gebildet, dann aber immer flacher wird und gleichsam zusammenschumpft, bis sie in gothischer Zeit nur noch in der Form schmaler Bänder auftritt. Mit diesem Flachwerden der Basis steht dann häufig ein Ueberschwellen des runden Wulstes über die Platte in Verbindung, wodurch das Eckblatt verdrängt wird. Zuerst tritt die Basis durchaus ohne Eckblatt auf, und alle romanischen Säulenfüsse, die sich ohne dasselbe finden, darf man als Arbeiten der früheren Jahrhunderte betrachten, da erst im Beginne des 12. Jahrh. nachweisbar das Eckblatt sich zeigt, anfangs als kleiner scharfgekanteter Pflock, dann mehr hülsenförmig und endlich in mancherlei Blatt- und Thierformen spielend. Die Gothik kennt das Eckblatt nicht mehr.

Der *Schaft* oder Stamm der Säule hat als Grundform den Kreis, so wie der Pfeiler das Quadrat zur Grundlage hat. Beide Formen variiren indess, so dass es achteckige und sechseckige (doch niemals viereckige) Säulen, und ebenso polygone und sogar runde Pfeiler gibt. Ferner steigt der Säulenschaft entweder so auf, dass er cylinderförmig oben denselben Kreis im Durchschnitt zeigt, wie unten (eine ziemlich unkünstlerische und seltene Form), oder der Stamm *verjüngt* sich nach oben, d. h. die Säule nimmt nach oben hin allmählich einen kleineren Durchmesser an. Seltener findet sich die an den antiken Säulenordnungen vorkommende *Entasis*, d. h. ein Anschwellen des Schaftes dicht über der Basis, dem dann ein plötzliches Einziehen und Verjüngen nach oben zu folgt. Weiter ist zu bemerken, dass der Schaft der Säule, zwar meistens glatt, doch auch vielfach durch die Sculptur verziert worden ist. Die Zahl und die verschiedenen Arten dieser Ornamente anführen zu wollen, wäre nicht thunlich, da jeder Tag wieder neue Muster an's Licht bringen kann. Doch sind die gewöhnlichsten die gerippte oder geriefte (parallel laufende,

senkrecht gemeisselte Streifen), und die geflochtene, die wieder verschiedener Art ist und zu reichen Ausschmückungen Anlass wurde (vgl. die Säulen am Portale Fig. 51). Endlich ist zu unterscheiden zwischen Säulenschäften, die aus mehreren über einander gesetzten Stücken (Trommeln) bestehen, oder solchen, die aus einem Steinblocke gehauen sind (*Monolithen*).

Das *Kapitäl* besteht wieder aus mehreren Gliedern, dem *Halse*, dem eigentlichen Kerne, und der *Deckplatte*. Der Hals ist ein kleiner runder Wulst, der Schaft und Kapitäl mit einander verbindet. Er ist meistens glatt gearbeitet, bisweilen durch Ornamente verziert. Was nun die eigentliche Form des Kapitäls selbst anlangt, so ist diese sehr verschieden. In der ersten Zeit christlicher Baukunst entlehnte man, da die Kunst der Sculptur ziemlich zu Grunde gegangen war, die Kapitäle den alten heidnischen Tempeln und sonstigen Prachtgebäuden. So wurden noch die Kapitäle zum Münster Karl's des Grossen in Aachen zum Theil aus Italien herbeigeschleppt. Nach einiger Zeit fing man aber an, selbst Kapitäle zu arbeiten, und zwar indem man zuerst die Formen der antiken Style nachahmte. Diese waren in den meisten Fällen das *korinthische Kapitäl*, (oder vielmehr jene Abart desselben, die man das *römische* nennt), selten das einfachere *ionische*. Zugleich haben wir gesehen, dass der byzantinische Styl sich bald ein eigenes *trapezförmiges* Kapitäl mit breitem kämpferartigen Aufsatz schuf (Fig. 13). Jene antikisirenden Bildungen reichen bis in das 11. Jahrhundert hinein. Im Laufe dieses Jahrhunderts schuf man sich jedoch eine ganz neue originelle Form, die man das *kubische* oder *Würfelkapitäl* nennt (Fig. 35).

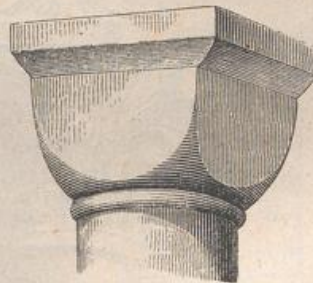


Fig. 35. Würfelkapitäl.

Man denke sich einen Würfel nach unten an den vier Ecken abgeschlagen und mehr oder minder gerundet, so hat man den Kern dieses Kapitäls. Jede der vier Flächen desselben wurde dann nach unten häufig durch einen ausgemeisselten Halbkreisbogen abgeschlossen, so dass ein Bogenfeld entstand, welches bald der Sculptur überlassen wurde zur Belebung mit Thiergestalten, abenteuerlichen Ungethümen, mit Pflanzenformen und gewundenem oder geflochtenem Bandwerk (Fig. 36 u. 37). Man muss sich, beiläufig gesagt, bei der Betrachtung mittelalterlicher Denkmale hüten, diesen so wie ähnlichen

Schöpfungen überall symbolische Bedeutung beilegen zu wollen: sie sind grossentheils, namentlich gegen Ende dieser Periode, wo

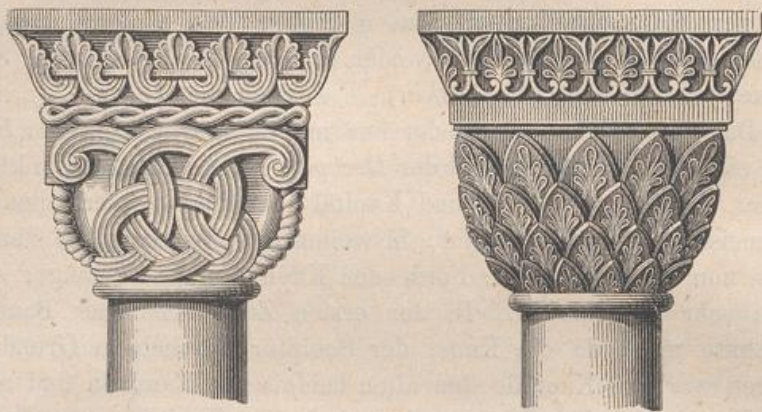


Fig. 36 u. 37. Kapitäl aus St. Godehard in Hildesheim.

das symbolische Moment in Auffassung der ornamentalen Theile von



Fig. 38. Kapitäl aus S. Ják in Ungarn.

dem künstlerischen mehr oder minder überflügelt wurde, freie willkürliche Ergüsse einer überreichen, übersprudelnden Phantasie.

Ausser dieser Form treten jedoch noch manche andere Kapitälbildungen auf, unter denen die *glocken-* oder *kelchförmige* eine der zahlreichsten scheint (Fig. 38). Gegen Ende des 12. Jahrhunderts ergeht man sich wieder in freien Nachahmungen der Antike. Immer aber ist das Kapitäl eine der hervorragendsten und beliebtesten Stellen für eine reiche und mannigfache Entfaltung der Sculptur, die an den Säulenkapitälen gerade ihre üppigsten Blüten treibt. Die *Deckplatte* endlich nennt man dasjenige Glied, welches das Säulenkapitäl nach oben abschliesst; sie ist also für die Säule das, was der Kämpfer, mit dem sie dieselbe Profilirung, ärmere oder reichere Bildung theilt, für den Pfeiler ist. Die einfachste Gestalt der Deckplatte ist eine viereckige Platte sammt schräger Schmiege (Fig. 39 b),

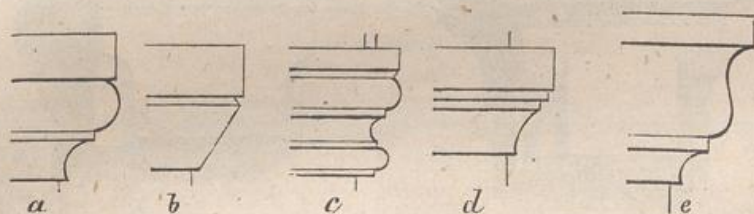


Fig. 39. Romanische Kämpferformen.

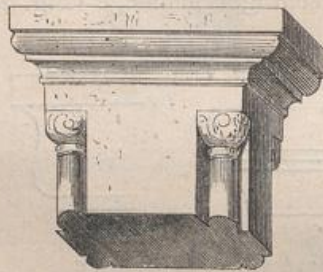
welche letztere häufig mit plastischen Ornamenten ausgestattet wird (Fig. 36 u. 37). Häufig werden die Formen der umgekehrten attischen Basis für die Deckplatte verwendet (Fig. 39 c), oder es tritt ein Wechsel von einer Kehle und einem Wulst ein, wie Fig. 39 a zeigt; endlich wird auch das einfache Motiv der Schmiege wohl weiter ausgebildet (Fig. 39 d). Besonders alterthümlich erscheint die aus der Antike entlehnte Form des Karniseses, eines wellenförmig geschwungenen Gliedes, welches, wie bei Fig. 39 e, sich mit einer Deckplatte und anderen untergeordneten Gliedern verbindet. Alle diese Zusammensetzungen kommen an sämtlichen romanischen Gesimsen vor.

Für die Zeitbestimmung der Kapitäle ist also festzuhalten, dass in der ersten Zeit (karolingische Periode bis in's 11. Jahrhundert) antikisirende Formen auftreten; gegen Mitte dieses Jahrhunderts erscheint das kubische Kapitäl, einfach oder mannigfach verziert; neben ihm wird die Glockenform angewendet, bis endlich gegen Ausgang des 12. Jahrhunderts eine neue, aber feinere und reichere Umbildung antiker Motive her-

vortritt. Doch bleiben auch die kubischen und die glockenförmigen Kapitäle bis gegen Ende der romanischen Epoche in Uebung.

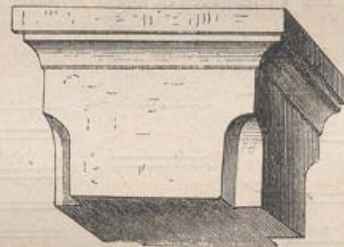
Gegenüber der reichen und mannigfachen Ausbildung der Säule, die wir kennen gelernt haben, begann man auch bald den Pfeiler lebendiger zu gestalten. Zwei Hauptmotive sind es, welche dabei zur Anwendung kamen. Entweder man gab dem Pfeiler an den Ecken eine Abschrägung (*Abfasung*), die auch wohl zu einer rechtwinkligen Auskantung wurde (Fig. 41) und nach oben wie nach unten in einiger Entfernung vom Kämpfergesimse und der Basis mit einem *Ablauf* endete; oder man liess kleine Halb- oder Dreiviertel-

Fig. 40.



Hecklingen.

Fig. 41.



Gernrode.

säulen (Fig. 40) in die dafür ausgesparten Ecken des Pfeilers treten. Manche andere Variationen dieser Art findet man an den Bauwerken des 12. Jahrhunderts.

Ehe wir weiter gehen, möchte hier der Ort sein, noch einiger verwandter Bauglieder zu erwähnen. Das ist der *Pilaster* oder *Wandpfeiler*, ein Pfeiler, der, seiner Selbständigkeit beraubt, einer Wand vorgelegt ist und, gleich dem selbständigen Pfeiler, zum Stützen dient. Ferner die *Ecksäule*, die nichts Anderes ist, als eine in einer Mauerecke angeordnete Säule; die *Halbsäule*, *Dreiviertelsäule*, *Viertelsäule* sind schon aus dem Namen verständlich.

Ausser den Säulenkapitälern sind es die *Gesimsbänder* über den Arkadenbögen und an anderen Stellen, welche in romanischen Gebäuden mit plastischen Ornamenten ausgestattet zu werden pflegen. Diese bestehen (vgl. Fig. 42) vorzugsweise aus Bandverschlingungen, welche mit dem diesem Style eigenthümlichen streng stylisirten Blattwerk sich verbinden. Häufig erhalten die Bänder eine *diamantirte*, d. h. durch an einander gereihte vortretende perlenartige Ornamente belebte Fläche, wie auf unserer Abbildung der Fries der Kirche von Faurndau sie zeigt.

Das Innere des Gotteshauses war für den Christen das Wichtigste, denn es sollte nicht allein zum besonderen Wohnsitze seines Gottes, sondern auch zum Versammlungsplatze für die Gemeinde dienen. Daher war und blieb die Architektur des Innern auch das Wesentlichste beim christlichen Kirchenbau; doch versuchte man bald auch das Aeussere würdig auszuschnücken.



Faurndau.



Denkendorf.

Fig. 42. Romanische Gesimsbänder.

Diess geschah zunächst, indem man die einfache, schlichte Mauerfläche künstlerisch zu beleben, zu gliedern suchte. Ein kräftiger *Sockel*, meistens aus den Bestandtheilen der attischen Basis genommen, bildete den Fuss des ganzen Gebäudes; ein *Dach-* oder *Kranzgesims* schliesst die Mauer nach oben gegen das Dach hin ab. Um diesem Dachgesimse mehr Wirkung zu geben, erfand man bald eine eigenthümliche Verzierung, die man fast ausnahmslos nur am Aeussern der Gebäude angewendet zu haben scheint: den *Bogenfries*, genauer *Rundbogenfries* (Fig. 43—45). Eine Reihe von Halbkreisbögen, die neben einander geordnet und zu einem ununterbrochenen horizontal laufenden Gliede verbunden sind, bilden diesen Fries, der denn auch die mannigfaltigste Behandlung und Ausbildung erfährt.

Entweder wird er in einfachster Art durch rechteckige Mauervorsprünge hergestellt (Fig. 43), oder die Glieder erhalten reichere

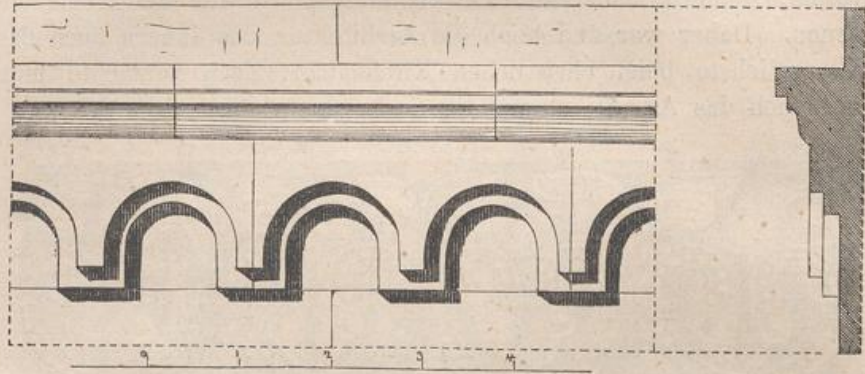


Fig. 43. Von der Kirche zu Schönggrabern.

Schattenwirkung durch einen hinzugefügten Rundstab* (Fig. 44); oder endlich die einzelnen Bögen setzen auf einer Console auf, wobei

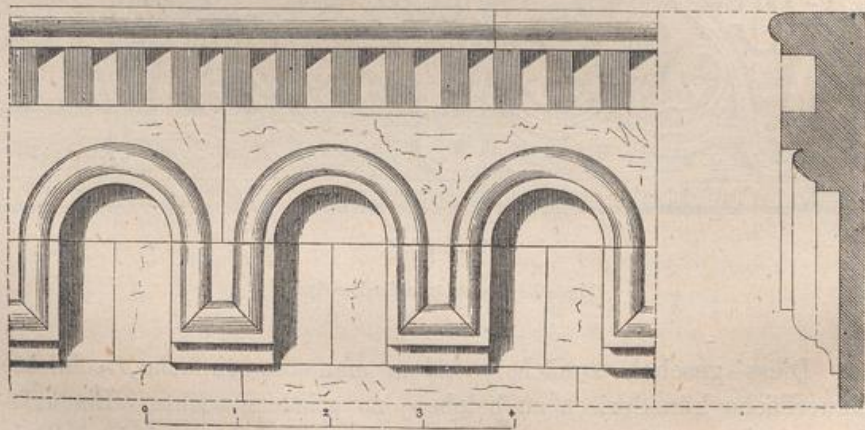


Fig. 44. Von der Kirche zu Schönggrabern.

dann oft noch ein rhythmischer Wechsel in der Behandlung eintritt (Fig. 45).

Auf den Ecken des Gebäudes, so wie an der Mauerfläche in gewissen Zwischenräumen, sind *Lisenen* angebracht, d. h. aufsteigende Wandstreifen, pilasterartige Verstärkungen der Mauer, die den Sockel mit dem Dachfries verbinden und schon in der altchristlichen Zeit, z. B. an den Bauten von Ravenna (Fig. 10) vorkommen. Anstatt

der Lisenen werden auch wohl Halbsäulen gebraucht. Bisweilen tritt zu jenem Bogenfries noch ein anderer Fries hinzu, ein breites

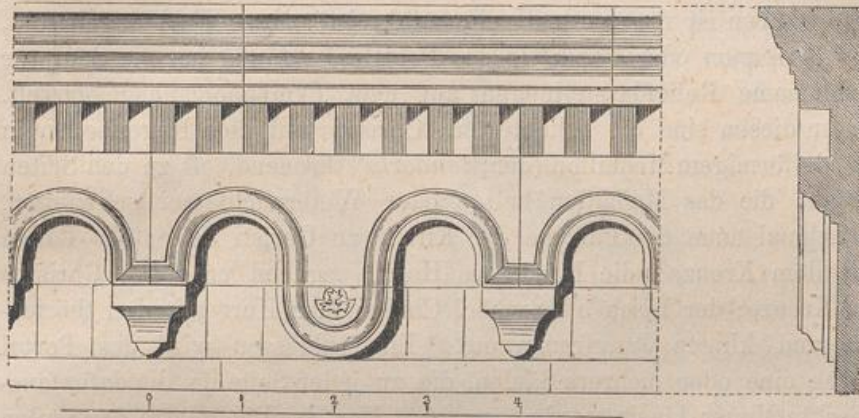


Fig. 45. Von der Kirche zu Schöngrabern.

horizontales Band, aus quadratischen Erhöhungen und Vertiefungen *schachbrettartig* zusammengesetzt (Fig. 46 a), oder ein Band von *schuppenförmigen* Verzierungen (Fig. 46 c), oder endlich, wiewohl in Deutschland seltner, ein *Zickzackband* (Fig. 46 b). Diese Ornamente pflegen auch im Innern an Kämpfern und sonstigen Gesimsen in Anwendung zu kommen. Endlich tritt manchmal, wie an Fig. 44 und 45, ein Fries von übereck gestellten Steinen, eine *Stromschicht*, zum Rundbogenfries hinzu. Auch die Anordnung von *Galerien*, die, von Säulchen getragen, die Chorapsis und selbst die übrigen Haupttheile des Gebäudes bekronen, wird manchmal beliebt; doch in Deutschland scheint fast nur das Rheinland solche Gallerien an Kirchen zu kennen.

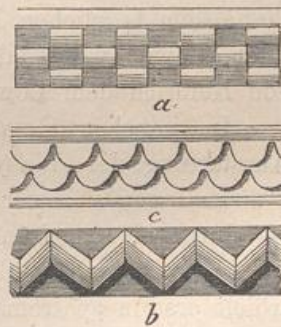


Fig. 46. Roman. Gesimsverzierungen.

Eine der wichtigsten Stellen für die reichere Entfaltung der Aussenarchitektur bieten die *Portale*. Die Basilika pflegt deren mehrere zu haben, obwohl in der Anordnung derselben keine allgemein gültige, unabänderliche Regel zu herrschen scheint. Vielfach findet sich das Hauptportal am westlichen Ende des Mittelschiffes, in der Mitte der Westfaçade; ausserdem werden oft Portale in den beiden Giebelwänden des Kreuzschiffes angeordnet; ja selbst jedes

Seitenschiff hat wohl noch ein eigenes Portal. Die eigentliche Oeffnung des Portales pflegt die gewöhnliche rechteckige zu sein, nach oben begrenzt durch den horizontalen Balken, den *Thürsturz*. Ueber diesem aber ist meistens ein halbkreisförmiges Feld angebracht, das *Tympanon* oder *Bogenfeld* des Portales. Häufig hat die Sculptur bedeutsame Reliefdarstellungen auf dem Tympanon ausgemeißelt. Unter diesen sind die beliebtesten: Christus auf dem Regenbogen in mandelförmigem Medaillon (der *Mandorla*) thronend, oft zu den Seiten Engel, die das Medaillon halten oder Weihrauchfässer schwingen, manchmal auch die Patrone der Kirche zu Christi Seite; das Lamm mit dem Kreuze; die Hand des Herrn segnend erhoben; Christus am Kreuze; der Fisch als Symbol Christi; der Herr mit den thörichten und klugen Jungfrauen etc. Eingeschlossen wird das Portal durch eine oder mehrere Säulen, die zu jeder Seite in die dafür ausgeeckte Mauer hineingeordnet werden. Von der Deckplatte der Säulen steigen dann Rundstäbe (je nach der Zahl der Säulen einer oder mehrere) empor, die in halbkreisförmiger Biegung das Tympanon begrenzen. An einigen romanischen Portalen finden sich Löwen angebracht; am Portal der Kirche zu Königslutter bei Braunschweig ruhen die beiden Säulen auf Löwen. Aehnlich an St. Gereon zu Köln. So selten dies in Deutschland vorkommt, so oft trifft man es an den herrlichen Kathedralen Italiens. Irriger Weise hat man solche Löwen wohl dahin deuten wollen, dass die betreffende Kirche von Heinrich dem Löwen erbaut sei.

In manchen Gegenden hat man besonders auf die glänzende Ausstattung der *Westfaçade* Bedacht genommen. Zwei viereckige *Thürme* legen sich vor die Seitenschiffe und steigen auf, unter einander durch eine horizontal abgeschlossene Zwischenmauer verbunden. Dieser Zwischenbau, der die Vorhalle sammt der Empore umfasst, erhielt erst in spätromanischer Zeit einen giebelförmigen Abschluss, der bei gothischen steil ansteigend gebildet wird. In den älteren Kirchen dagegen hat dieser Theil ein eigenes Dach, welches nach der Queraxe der Kirche gerichtet ist und also diesem Wandfelde den horizontalen Abschluss lässt. Manchmal gehen die Thürme oben in's Achteck über; mitunter kommen auch runde Thürme vor, und in diesen haben sich öfter die ältesten Theile des Gebäudes erhalten. Gern pflegt man auch bei grossartigeren Anlagen einen achteckigen Thurm auf die Durchschneidung des Langhauses und Kreuzschiffes zu setzen, oder zwei Thürme an den Seiten des Chores aufzuführen. Auch die Kreuzarme werden wohl mit runden oder polygonen Treppen-

thürmen flankirt. Um von all diesen Formen eine genügende Anschauung zu geben, fügen wir die östliche Ansicht der Abteikirche

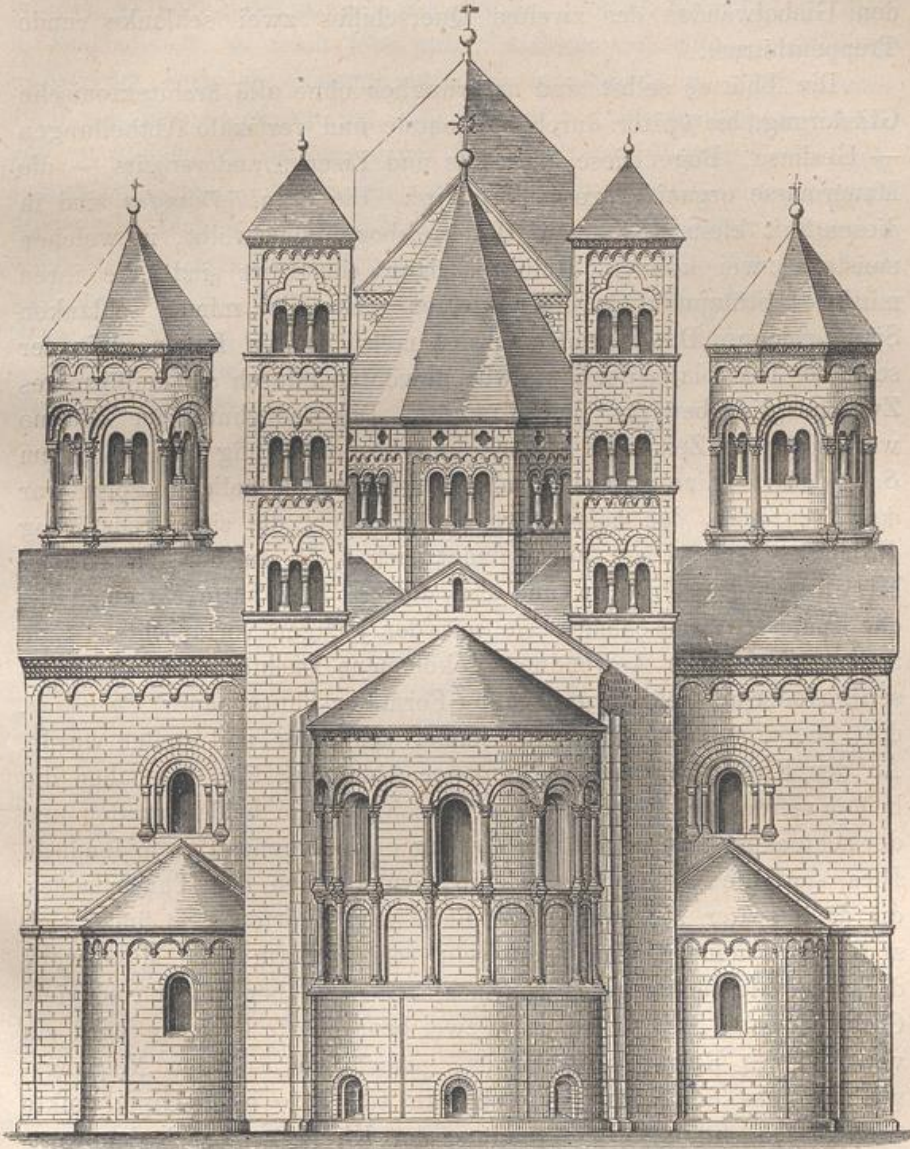


Fig. 47. Abteikirche zu Laach.

zu Laach unter Fig. 47 bei, die überhaupt das Muster einer klaren und bei strenger Gemessenheit doch lebendigen Gliederung der Mauerflächen ist. Hier wird der Chor durch zwei viereckige Thürme ein-

gefasst; auf der Durchschneidung von Langhaus und Querschiff erhebt sich ein breiter achteckiger Thurm; dies ist die östliche Gruppe. Die Westseite hat einen mächtigen viereckigen Hauptthurm und an den Giebelwänden des zweiten Querschiffes zwei schlanke runde Treppenthürme.

Die Thürme selbst sind ursprünglich ohne alle architektonische Gliederung, bis später durch horizontale und vertikale Abtheilungen — Gesimse, Bogenfriese einerseits und Lisenen andererseits — die Mauermaße organisch gegliedert wird. Die *Schallöffnungen* sind in dieser Zeit klein, von einem Halbkreisbogen überwölbt, in welchen meistens zwei kleinere Halbkreisbögen construiert sind, die ihren mittleren Stützpunkt in einer kleinen mehr oder minder schlanken Säule finden. Die Vermittlung des meist breiten Bogens mit der schmalen Deckplatte der Säule wird gewöhnlich durch ein keilförmiges Zwischenglied bewirkt, den *Kämpfer*. Die Bedachung der Thürme war in erster Zeit sehr einfach und bestand häufig nur aus einem *Satteldache*. Eine andere in manchen Gegenden beliebte Form war das *Kreuzdach*, das heisst zwei Satteldächer, die sich kreuzförmig durchschneiden. Diese Form findet sich z. B. an der Bustorfer Kirche in Paderborn und der dortige Dom hatte sie ebenfalls, ehe späterer Ungeschmack sie mit der jetzigen vertauschte. Eine andere vielfach in Anwendung gekommene Dachform ist die vierseitige (oder achtseitige, je nach der Form der Thurmmauer) *Pyramide*, die, zuerst stumpf, allmählich immer schlanker und steiler wurde. An der Kirche zu Laach (vgl. unsere Abbildung Fig. 47) haben die beiden viereckigen Ostthürme ein vierseitiges, die beiden runden und der achteckige Thurm auf der Vierung ein polygones Pyramidendach. Dies sind die wesentlichsten, die Grundformen des Thurmdaches, die dann später zu manchen Modificationen führten. So findet sich z. B. am Rheine vielfach eine sehr schöne Form: das Mauerwerk des vier- oder achteckigen Thurmes läuft nach oben in eben so viele Giebdreiecke aus; zwischen je zwei benachbarte Dreiecke wird ein verschobenes Rechteck construiert, jedoch mit solchem Neigungswinkel, dass die einzelnen Rechtecke sich in einem Gipfelpunkte treffen (vgl. auf unserer Abbildung der Kirche zu Laach den westlichen viereckigen Hauptthurm). Eine andere Form entsteht, wenn die Hauptthurmspitze auf den vier Ecken noch vier kleine Nebenthürmchen erhält. Das pyramidenförmige Dach des Thurmes nennt man wohl den *Helm*.

Die Modificationen sind also sowohl in der Austheilung, wie in

der Form der Thürme beim romanischen Styl sehr mannichfach. In den frühesten Zeiten scheinen runde Thürme (wie sie ja auch schon an den Ravennatischen Basiliken vorkommen) am meisten gebraucht worden zu sein. So zeigt es der Bauriss von S. Gallen aus dem 9. Jahrhundert; so noch jetzt unter anderen die Kirche zu Gernrode, der Dom zu Worms und der zu Mainz an der Ostseite. Bald zog man es jedoch vor, die Thürme mit quadratischem Grundriss zu bilden, um sie besser mit dem Kirchengebäude in Verbindung setzen zu können. So finden sich viereckige Thürme sowohl paarweise als auch einzeln (z. B. bei den Domen zu Paderborn und Minden) an den Façaden der Kirchen. Im südlichen Deutschland und der Schweiz trifft man häufig die aus dem Süden stammende Sitte, den Thurm isolirt neben dem Kirchengebäude aufzuführen; so z. B. der schöne Thurm der Johanniskirche in Gmünd an der Nordseite des Chores.

2. Andere Anlagen.

Die Basilikenform hat in ihren mannichfachen Gestaltungen den romanischen Kirchenbau zum grössten Theil beherrscht. Allein neben diesem Schema kommen, namentlich bei kleineren Pfarrkirchen in Städten wie in Dörfern, auch reducirte Grundrissanlagen vor. Diese kleineren Kirchengebäude sind meistentheils nur einschiffig, ohne Abseiten und Kreuzschiff; bisweilen mit Abseiten ohne Kreuzschiff; oder mit Kreuzschiff ohne Abseiten; manchmal mit Apsis, manchmal ohne solche, mit einfach geradlinigem Abschluss, oft auch mit Absiden, die in der Dicke der Mauer liegen und nach aussen nicht hervortreten. Immer aber werden die Kennzeichen des romanischen Styles in den dicken Mauern so wie in den halbkreisförmig überwölbten Thür- und Fensteröffnungen, und der Kleinheit der Fenster im Verhältniss zur Mauermaße hauptsächlich zu suchen sein. Bei diesen kleineren Landkirchen ist der Thurm meistens am westlichen Ende des Schiffes angebracht und enthält in der Regel die Vorhalle und darüber eine Empore, auch wohl wie zu Idensen bei Minden eine besondere Kapelle. Bisweilen aber erhebt er sich über dem Quadrat des Chores, z. B. an der Gertrudskirche zu Klosterneuburg, der Ruprechtskirche zu Völkermarkt u. a. m.

Eine wesentlich abweichende Bauform ist die, welche sich auf den Kuppelbau und die Centralanlage stützt. Man findet sie in verschiedenen Grundformen, in runder, quadratischer, polygoner

(Sechseck, Achteck, Zehneck, Zwölfeck). Doch kommen sie nur selten im Abendlande vor, zuweilen als Taufkapellen (*Baptisterien*), wie z. B. die Taufkapelle bei S. Gereon in Köln, meistens aber als Grabkapellen (*Karner*). Eine ziemliche Anzahl derartiger Kapellen weist Oesterreich, besonders Böhmen auf. So zu Mödling, mehrere zu Prag, zu Tulln (aus dem Elfeck), Znaim, Hartberg in Steiermark u. s. w.

Eine andere sehr eigenthümliche Bauanlage treffen wir im frühen Mittelalter in romanischer Zeit bisweilen an. Dies sind die *Doppelkapellen*. Man denke sich zwei über einander liegende Kapellen,

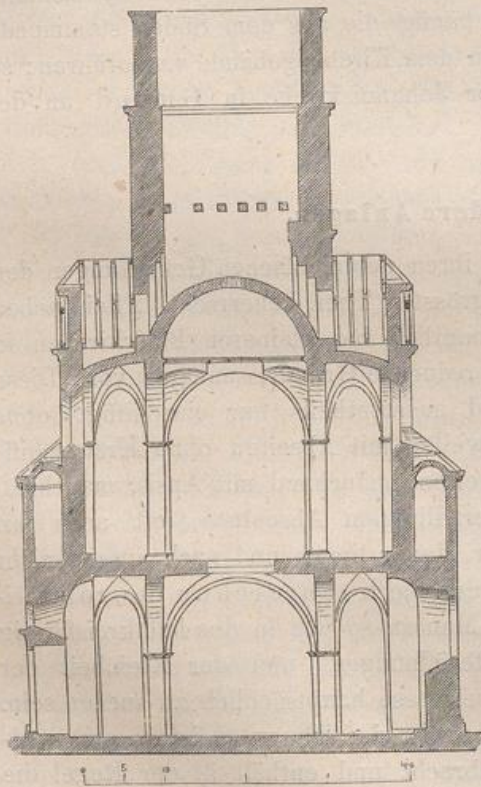


Fig. 48. Doppelkirche zu Schwarz-Rheindorf.
Querschnitt.

getrennt nur durch das Kreuzgewölbe. Wesentliches Merkmal einer solchen Anlage ist alsdann, dass in dem trennenden Gewölbe eine Oeffnung gelassen ist, durch welche den in der unteren Kapelle Anwesenden es möglich gemacht wurde, der in der oberen gehaltenen Messe beizuwohnen. Solche Doppelkapellen finden sich auf Burgen, wo der obere Raum für die Herrschaft, der untere für die Dienerschaft bestimmt war; oder in Nonnenklöstern, wo die Stiftsdamen den oberen Theil einnahmen, während die Laien, meistentheils wohl die Hörigen des Klosters, in der unteren Kapelle ihren Platz fanden. So die schöne Stiftskirche zu Schwarz-Rheindorf bei Bonn, die wir im Querschnitt (Fig. 48) mittheilen.

Die bis jetzt bekannt gewordenen Doppelkapellen, sämtlich Deutschland angehörend, sind: die Burgkapellen zu Eger, Goslar, Nürnberg, Lohra, Landsberg, Freiburg, Coburg, Steinfurt in Westfalen; ausserdem eine im Luxemburgischen zu Vianden.

3. Gewölbebau.

Die einfachste Form des Gewölbebaues ist das *Tonnengewölbe*. Es ist nichts Anderes, als die im Halbkreise vollzogene Verbindung zweier *Linien*, während der Halbkreisbogen (schlechtweg *Rundbogen* genannt) dasselbe für zwei einzelne Punkte ist. Man kann es sich als halbirten Cylinder deutlich machen. Hat man nun zwei Mauern, die durch ein Tonnengewölbe mit einander verbunden sind, so wird man, wenn die Ecken der Mauern durch zwei andere Mauern verbunden, und diese Verbindungsmauern bis zum Anschlusse an das Gewölbe hinaufgeführt werden, hier eine halbkreisförmige Füllung erhalten, die man die *Schildwand* nennt; der umschliessende Bogen heisst *Schildbogen*. Ein solches Tonnengewölbe übt einen Druck auf die ganzen Flächen der beiden Mauern aus, auf denen es lastet.

In den Kirchen des südlichen Frankreich, wie z. B. S. Sernin zu Toulouse, Notre Dame zu Clermont, der Kathedrale zu Autun u. s. w., sind die Mittelschiffe mit derartigen Tonnengewölben bedeckt und von dort aus drang diese Constructionsweise auch nach Spanien, wo die Kathedrale von Santiago de Compostella ein bedeutendes Beispiel solcher Anlage bietet.

Anders verhält es sich mit dem *Kreuzgewölbe* (Fig. 49). Dieses entsteht dadurch, dass zwei Tonnengewölbe sich kreuzen und gegenseitig durchdringen. Es bleiben dann viersphärische Dreiecke, *Gewölbkappen*, übrig, die da, wo sie zusammenstossen, eine *Naht*, *Grüte* oder *Gierung* bilden, die zusammengenommen eine Kreuzform darstellen. Die Kreuzgewölbe haben nicht mehr ganze Wandflächen als Stütze nothwendig, sondern sie bedürfen nur vier einzelner fester Punkte — Pfeiler oder Säulen — auf denen sie ruhen. Durch sie ist also der Schub, der bei den Tonnengewölben auf die ganze Mauer geübt wurde, auf einzelne Punkte geleitet.

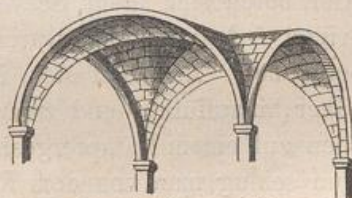


Fig. 49. Kreuzgewölbe.

Das *Kuppelgewölbe* setzt eigentlich eine runde Grundlage voraus und kann am Besten als halbirtes Kugel betrachtet werden. Die Kuppel auf viereckiger oder polygoner Grundlage aufzuführen, erfordert complicirtere Constructionsweisen. Es müssen entweder wie in der altchristlichen Zeit, namentlich im byzantinischen Style, zwischen die Pfeilerbogen Gewölbzwickel (*Pendentifs*) gemauert werden, die

man durch einen Gesimskranz abschliesst, um von diesem die Kuppel aufsteigen zu lassen; oder es werden vorkragende Bögen über einander ausgeführt, über welchen dann die Kuppel sich meist achteckig erhebt. (Solche Anordnung sieht man z. B. im Querschiff des Münsters zu Freiburg, Fig. 71, während die Oberkapelle von Schwarz-Rheindorf in Fig. 48 eine mehr byzantinisirende Anlage mit horizontalem Gesimskranz zeigt.)

Schon früh fing man nun an, den Gewölbebau, der zuerst vorzugsweise bei Anlagen von Krypten geübt worden war, bei den Basilikenbauten in Anwendung zu bringen. Die häufigen Brände, durch welche das Balkenwerk der Kirchen verzehrt wurde und beim Hinabstürzen dem Mauerwerke selbst Schaden brachte, mögen mitgewirkt haben zur Einführung dieser Neuerung. Man begann wohl zunächst damit, Chor und Kreuzschiff zu überwölben, wo man in den starken vier mittleren Pfeilern und den Umfassungsmauern kräftige Widerlager hatte. Es finden sich Kirchen des 12. Jahrh., bei denen der Raum des Chores allein gewölbt ist; andere haben Gewölbe im Chor und im Kreuzschiffe, während das Langhaus flachgedeckt geblieben; noch andere haben auch in den niedrigen schmalen Nebenschiffen Gewölbe, die dann dem hohen Mittelschiffe, das allein eine flache Decke besitzt, zu kräftigerem Widerlager dienen.

Sodann aber schritt man auch zur *Ueberwölbung des Mittelschiffes*. Hier boten sich mehr Schwierigkeiten. Die beiden Reihen der niedrigen Arkadenpfeiler waren nicht auf die Anlage von Gewölben berechnet. Man half sich, indem man einen um den andern Pfeiler höher hinaufführte und zwar als pilasterartige Wandverstärkung, die oben auf einem Kämpfergesimse das Gewölbe aufnahm (vgl. Fig. 50). Nun schlug man von dem Kämpfer aus einen breiten *Quergurtbogen* (*Transversalgurt*) nach dem des gegenüberstehenden Pfeilers. Hatte man so mehrere Pfeiler durch Querbänder verbunden, so führte man ähnliche Gurten, der Längsaxe des Gebäudes nach, von einem Pfeiler zum andern, *Longitudinalgurten*, und erhielt auf diese Weise oben lauter im Quadrat errichtete Gurtbänder, in die man nun die Füllung der Gewölbe leicht hineinsetzen konnte.

Einen weiteren Schritt der Entwicklung that die Architektur, als man begann, auch den Diagonalverbindungen eine festere Construction in Gestalt von straffen, zumeist runden *Kreuzrippen* (*Diagonalrippen*) zu geben. Hierdurch wurde es möglich, das Gewölbe, das anfangs aus schweren $1-1\frac{1}{2}$ Fuss dicken Bruchsteinen gebaut wurde und sich selbst tragen musste, immer dünner (bis zu 4—5 Zoll

Dicke) anzulegen, es aus immer leichterem Material, Tuff- und Ziegelsteinen, zu construiren und es mehr als bloße Füllung jenes Rippenwerkes zu behandeln. Der Durchschneidungspunkt der Kreuzrippen (der *Scheitel* des Gewölbes) wurde zu einem runden, nachmals oft reich verzierten *Schlussstein* ausgebildet. Später — wir wollen das hier anticipiren, obwohl es erst der gothischen Epoche angehört — ging diese Theilung des Gewölbes noch weiter und führte zu den *Sterngewölben* und noch complicirteren Constructionen. Es ist

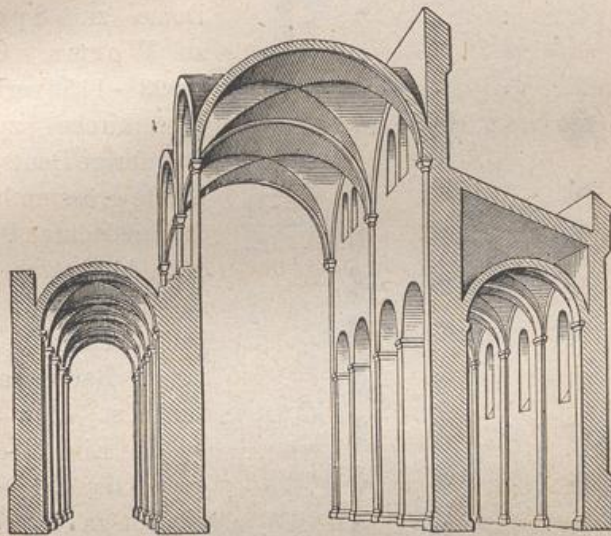


Fig. 50. Romanisches Gewölbsystem.

jedoch hierbei zu bemerken, dass nicht alle Kreuzrippen wirklich tragende Glieder sind; man findet in spätromanischen Bauten sie vielfach als bloße *Zierrippen* dem Gewölbe gleichsam angeklebt.

Mit der Ausbildung der Gewölbe ging auch die der Gewölbe-träger, der Pfeiler, Hand in Hand. Der Pfeiler, anfangs schlicht viereckig, wurde nun ausgeeckt, ausgekehlt, und in die so entstandenen Ecken stellte man Halbsäulchen und Ecksäulchen (Fig. 51), aus deren Deckplatte die Kreuzrippen hervorzukommen scheinen, während kräftigere vor die Pfeilerflächen gelegte Halb- oder Dreiviertelsäulen den Quergurten zur Stütze dienen.



Fig. 51.

Beiläufig mag noch erwähnt werden, dass die *Intrados* des Gewölbes (d. h. nach dem Innern der Kirche gekehrten Flächen — im Gegensatz zu den *Extrados* —) häufig mit Wandmalereien bedeckt wurden.

Das System der gewölbten Basilika tritt in Deutschland, wie es scheint, erst gegen Anfang des 12. Jahrh. in's Leben, und zwar sind

es zuerst rheinische Bauten, an denen die Wölbung des ganzen Schiffes sich findet. Der Dom zu Mainz wurde vermuthlich nach dem Brande vom J. 1081 gewölbt. Ihm folgten die Dome zu Speyer und zu Worms. Gleichzeitig (1093—1156) erhob sich die Abteikirche zu Laach. Das übrige Deutschland verharrte grösstentheils bei der flachgedeckten Basilika, und erst 1172 gab der Dom zu Braunschweig ein bedeutendes Beispiel der neuen Bauweise, welches zunächst zur nachträglichen Einwölbung flachgedeckter Kirchen (Stiftskirchen zu Gandersheim und zu Wunsdorf) führte. Wir geben unter Fig. 52 den Grundriss des Doms zu Speyer, um die Art der Disposition eines romanischen Gewölbebaues zu veranschaulichen, namentlich um zu zeigen, wie auf jedes grosse Gewölbquadrat des Mittelschiffes zwei kleinere in beiden Seitenschiffen kommen. Am Oberrhein sind als Gewölbanlagen die Kirchen

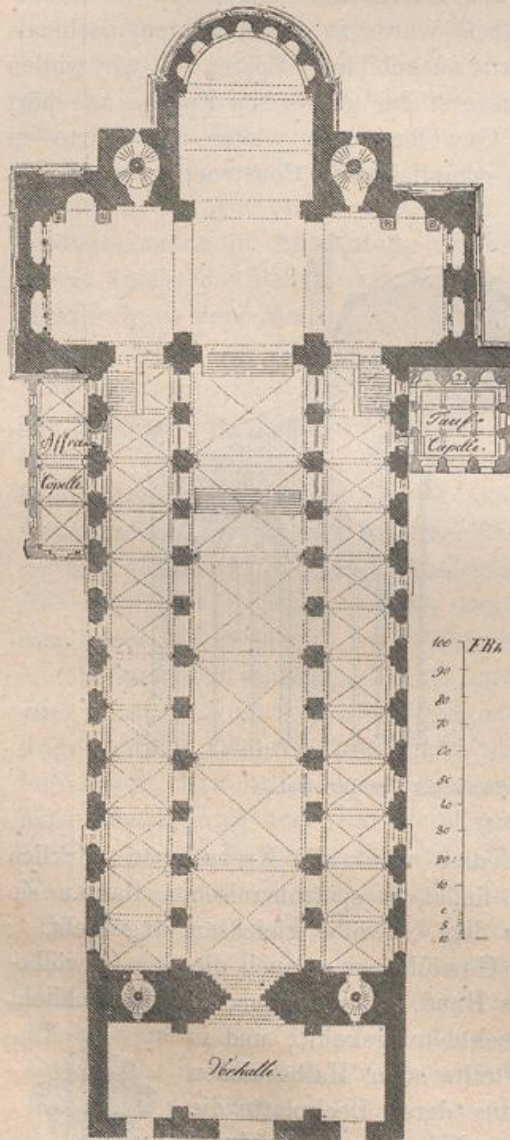


Fig. 52. Dom zu Speyer, Grundriss.

zu Rosheim, S. Fides zu Schletstadt, die Abteikirche zu Murbach (vergl. Fig. 29) und die Kirche zu Gebweiler im Elsass zu nennen; in Schwaben ist die Stiftskirche zu Ellwangen eine

ansehnliche Gewölbanlage, in Bayern gehört S. Michael zu Altstadt bei Schongau hierher.

Mit dieser neuen grossartigen Entwicklung verband [man am Rhein noch die Anlage einer erhöhten *Kuppel* über dem Mittelquadrat des Querschiffes, welche nach aussen meist als imposanter



Fig. 53. S. Aposteln zu Köln. Ostseite.

achteckiger Thurm hervortritt. So an S. Aposteln zu Köln (Fig. 53), wo der Kuppelthurm, durch eine Laterne bekrönt, von zwei runden, oben in's Achteck übergehenden Treppenthürmen flankirt, eine imposante Gruppe bildet, zu welcher der hohe massenhafte viereckige Westthurm einen charakteristischen Gegensatz bildet. Durch *Gewölb-*

zwickel, d. h. kleine, in die vier Ecken gespannte Kappen, wird der Uebergang aus dem Quadrat in's Achteck bewirkt. Diese Kuppeln erhalten meist ein seitliches Oberlicht mittelst eines Kranzes von Fenstern in den Umfassungsmauern.

Eine der wichtigsten Umgestaltungen erfuhr die Baukunst durch die Aufnahme des *Spitzbogens*. Wollte man zwei Punkte durch den Rundbogen verbinden, so war nur der eine Halbkreisbogen zwischen ihnen denkbar. Nahm man aber statt dessen zwei Kreissegmente und setzte dieselben mit dem einen Ende auf den betreffenden Pfeiler, so erhielt man den sogenannten *Spitzbogen* und mit ihm die Möglich-

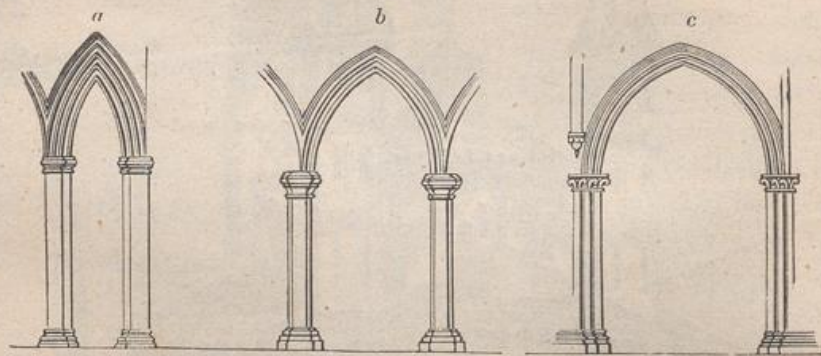


Fig. 54. Spitzbogenformen.

keit, zwei Punkte in beliebiger Höhe mit einander zu verbinden. Der Spitzbogen kann nämlich erstlich ein *gleichseitiger* sein (Fig. 54 b), d. h. ein aus dem gleichseitigen Dreieck construirter, bei dem der Mittelpunkt des Kreises, aus dessen Segmenten der Bogen beschrieben ist, im Fusspunkte des andern Bogens liegt.

Rücken die Mittelpunkte der Kreise zwischen die beiden Fusspunkte (Stützpunkte), so entsteht ein *stumpfer* Spitzbogen (Fig. 54 c); rücken sie ausserhalb derselben, so erhält man den *steilen* oder *lanzettförmigen* Spitzbogen (Fig. 54 a). Während es selbstredend zwischen zwei Punkten nur einen gleichseitigen Spitzbogen geben kann, ist die Zahl der stumpfen und steilen eine unendlich grosse.

Nachdem die Baukunst diese neuen Erfindungen gemacht hatte, waren alle Elemente zu einem neuen Style gegeben. Das war der *Gothische*.

IV.

Der Uebergangsstyl.

(1200 — 1250.)

Gegen das Ende der romanischen Bau-Epoche mischen sich manche freiere, selbst willkürliche Formen in die strengere romanische Bauweise, wodurch eine Architektur entsteht, der man den Namen des „*Uebergangsstyles*“ gegeben hat. Man wollte dadurch ausdrücken, dass die Werke dieser Gattung einen Uebergang vom romanischen Styl in den gothischen bilden. Dies ist aber höchstens in chronologischem Sinne richtig, da allerdings in Deutschland an vielen Orten dem gothischen Styl jene Uebergangsformen vorausgehen. Vielfach bestehen dieselben jedoch neben der Gothik anfänglich noch fort und werden erst allmählich durch dieselbe verdrängt. Während nämlich im nordöstlichen Frankreich aus den verschiedenen Ergebnissen der heimischen Bauschulen romanischen Styles der gothische hervorging, brachte man es in Deutschland selbständig nur zu einer Nachblüthe des romanischen Styles, die besonders am Rhein glänzend und reich sich entfaltetete. Dies ist, was man „Uebergangsstyl“ zu nennen pflegt.

Das Hauptmerkmal dieser Epoche, welche die erste Hälfte des 13. Jahrh. umfasst und in manchen Gegenden noch bis über die Mitte des 13. Jahrh. währt, besteht in einem gewissen unruhigen Haschen nach neuen Bildungen und dem sehr energisch auftretenden Bestreben, die alten Formen umzugestalten. Dies äussert sich vorzüglich an dem Hauptbestandtheile romanischen Styles, dem Rundbogen, und dort eben in sehr mannichfacher Weise. Vorab muss indess bemerkt werden, dass wir es hier nicht mit einem Style zu thun haben, der etwa als dritter dem romanischen und gothischen beizugesellen wäre: sondern nur mit einer innerhalb des romani-

schen Formprincips stattfindenden zuerst rein decorativen, und erst später constructiven, d. h. die Gesetzé der Construction umgestaltenden Bewegung; dass demnach von einem Uebergangs-Style, in jenem Sinne, mit Recht nicht die Rede sein kann. Die Bauwerke

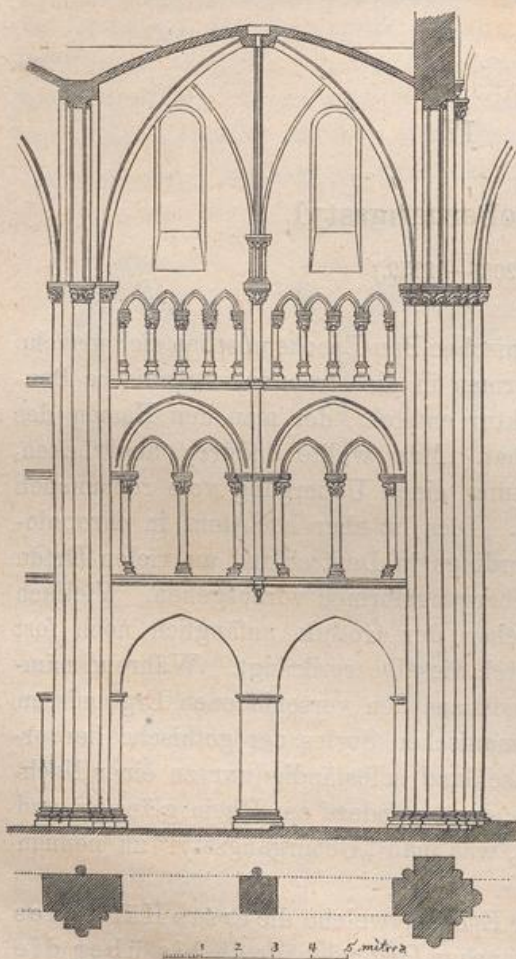


Fig. 55. St. Georg zu Limburg.

der Uebergangszeit enthalten noch durchaus romanische Elemente, theils in der Art der Raumtheilung und der Construction, theils in ihrer Ornamentirung. Allein sie verrathen grösstentheils ein Abarten von der alten Formbildung einerseits und andererseits eine Entwicklung des Constructionsgedankens. Zugleich nehmen sie das fremde Motiv des Spitzbogens auf, wenn auch zu meist nur in decorativem, selten anfangs in constructivem Sinne.

Solche Umgestaltungen im Innern finden sich zuerst bei gänzlicher Beibehaltung rein romanischen Styles am Aeussern. Draussen herrschen noch die rund überwölbten Portale und Fenster, die Rundbogenfriese, die Lisenen in alter Weise. Dagegen sind die rundbogigen Arkaden des

Innern zu *spitzbogigen* geworden, fast immer in jener primitiven stumpfen, schwerfälligen Form des Bogens. So an der Stiftskirche St. Georg zu Limburg (Fig. 55), wo die Arkaden, Galerien und Gewölbe den Spitzbogen zeigen, während die kleinen Fenster noch rundbogig sind. Dies war zunächst durch keine Nothwendigkeit bedingt, sondern lediglich durch die erwachende Lust an der neuen,

noch ungewohnten Form hervorgerufen. Doch gibt es Fälle, wo ein praktisches Bedürfniss eigener Art zu derartiger Aufnahme des Spitzbogens führte. Ein solcher liegt in der Marienbergkirche zu Helmstädt vor, wo von den Arkadenpfeilern die beiden dem Kreuzschiff zunächst stehenden näher an einander gerückt sind, als die übrigen. Da man nun ihre Bögen eben so hoch bilden wollte, wie die übrigen, rundbogigen, so ergab sich als einfachste Consequenz, dass die Scheitel in die Höhe gezogen werden, d. h. dass Spitzbögen entstehen mussten. Etwas Aehnliches kann man an mehreren Orten, z. B. an der Vorhalle der Kirche zu Gebweiler im Elsass beobachten.

Durch gleiche Nothwendigkeit erschien der Spitzbogen da, wo man schmalere Seitenschiffe zu gleicher Höhe mit dem Hauptschiff hinaufführen wollte, eine

Anordnung, die im Allgemeinen selten, sich in verhältnissmässig früher Zeit häufig in Westfalen findet (Fig. 56). Man führte in solchem Falle die Arkadenpfeiler (oder Säulen), die nicht zugleich Gewölbträger waren, zu derselben Höhe mit diesen, verband sie mit denselben durch Bö-

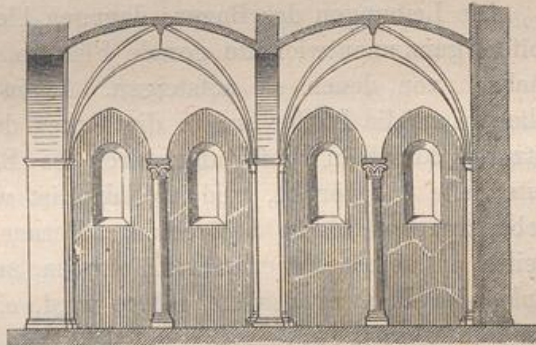


Fig. 56. Arkaden aus S. Servatius zu Münster.

gen (theils runde, theils spitze), und liess nun für das Seitenschiff die Gräte zweier Kreuzgewölbe auf ihnen auslaufen, so dass noch immer jenes Verhältniss der gewölbten Basilika beibehalten wurde, wo zwei kleine Gewölbquadrate jedes Seitenschiffes auf das eine des Mittelschiffes kamen. Bisweilen freilich tritt an die Stelle der beiden Gewölbe des Seitenschiffes ein halbirtes Kreuzgewölbe.

Bei dem unglaublichen Umgestaltungstrieb jener Zeit, der sich mit einem nicht minder grossen Baueifer paarte, mussten diese Anfänge schnell zu bedeutsameren Consequenzen führen. Die Wichtigkeit des Spitzbogens für die Gewölbconstruction wurde bald erkannt. Wir müssen hier an das erinnern, was schon Seite 47 fg. über die Entwicklung des romanischen Gewölbebaues gesagt ist. Streng genommen gehört ja jene ganze Umbildung unter die Kategorie des „Ueberganges“, wie wir denn auch schon dort darauf hingewiesen

haben, dass die allmähliche Ausbildung des Rippensystems der Gewölbe ein Anbahnen der Gothik gewesen sei. In der That fällt auch diese Gewölbentwicklung in die von uns der Uebergangsepoche vindicirte Zeit. Denn es lag nahe, die Scheitelpunkte der Rippen und Gurte hinaufzuziehen, so dass man nicht selten in demselben Bauwerke rundbogige und spitzbogige Gurtungen findet, und zwar meistens so, dass erstere in den östlichen Chortheilen noch herrschen, während plötzlich mit dem Beginne des Kreuzschiffes oder des Langhauses letztere bereits aufgenommen sind. Manchmal trifft man auch spitzbogige Gewölbe bei rundbogigen Arkaden; offenbar war der Bau schon bis über die Höhe der Arkadenbögen fortgeschritten, als man zu der neuen Form griff. Doch ist hierbei immerfort im Auge zu behalten, dass der Spitzbogen der Uebergangszeit jener schwere, stumpf gebrochene ist.

Die Leibungen des Bogens dagegen bleiben vielfach noch unbeholfen, ganz unentwickelte gerade Flächen, entsprechend den Pfeilerflächen, von denen sie aufsteigen. Allein die Vorlage von runden Gliedern an die Pfeiler und in die Ecken derselben führte eine Fortsetzung derselben Profilirung durch die Bögen herbei, wie wir bereits Seite 48 erörtert, und auch dies ist wesentlich als Moment der Uebergangsepoche zu betrachten. Ferner erhält der Pfeiler zuweilen an seinen Ecken Abschrägungen, an welche dann eine Halbsäule oder Dreiviertelssäule gelegt wird, eine Profilirung, die schon in der Blüthezeit des romanischen Styles hin und wieder aufgekommen war, die aber jetzt manchmal auch am Arkadenbogen durchgeführt wird.

In manchen Gegenden war es jedoch um diese Zeit mit den Gewölben ganz anders beschaffen. Während man nämlich alle Formen des Ueberganges schon angenommen hatte, führte man dort die Gewölbe, sei es weil der Sinn für constructive Entwicklung noch nicht so lebendig war, sei es, was wahrscheinlicher dünkt, dass man des leichten Tuffsteinmaterials, welches zu den fortan nur als Füllungen behandelten Gewölbkappen verwandt wurde, entbehrte, noch aus schweren Bruchsteinen bis zu 15 Zoll Dicke auf, legte dann aber, um den Schein von complicirter Gewölbconstruction zu retten, mancherlei sich vielfach kreuzende *Zier-Rippen* vor, die oben im Scheitel sich meistens wieder gemeinsam herunterneigen und dort in einem knospen- oder tropfenartigen Schlussstein endigen; die endlich in gewissen Entfernungen durch Ringe umfasst oder mit tellergrossen Schilden oder Knöpfen verziert sind. Diese Belebungen der

Gewölbflächen, die das Bedürfniss jener Zeit nach organischer Umgestaltung der Baumassen verrathen, dürfen also nicht schlechthin ohne Gewölbuntersuchung zu der Annahme verleiten, dass man hier auf Rippen construirte Gewölbe vor sich habe. In Westfalen habe ich derartige Beispiele in Menge gefunden.

In Zusammenhang mit diesem Streben nach lebendigerer Gliederung des Gewölbebaues steht nun die andere Neuerung, dass die grossen quadratischen Gewölbe des Mittelschiffes oft eine weitere Theilung durch Rippen erhalten. Sie werden sechstheilig, wenn, wie im Dom zu Limburg (Fig. 55) von den zwischen den Gewölbpfeilern angeordneten Arkadenpfeilern Rippen aufsteigen, die im gemeinsamen Schlussstein mit den Kreuzrippen zusammentreffen. Aber selbst achtheilige Gewölbe kommen vor wie in S. Aposteln zu Köln (Fig. 53), wo es an den in der Längensaxe vom Mittelpunkte der Quergurtbögen aufsteigenden Rippen deutlich wird, dass diese Anordnung einen lediglich dekorativen Werth hat.

Nachdem dies erste Stadium durchlaufen war, ergriff der Geist der Umgestaltung auch diejenigen bis jetzt noch unberührt gebliebenen Theile des Baues, die nach aussen sich bemerkbar machen. Am folgereichsten war hier die Weiterbildung der *Fenster*. In der flachgedeckten Basilika lagen die Fenster des Mittelschiffes mit gleichen Abständen von einander in der Mauerfläche vertheilt. Als die Gewölbe aufgenommen wurden, trat insofern eine Veränderung ein, als nun die Fenster so gestellt werden mussten, dass jede Schildwand ein Fenster erhielt. Da indess hierdurch der Lichtöffnungen zu wenige wurden, so ordnete man je zwei Fenster neben einander in die Schildbogenwände und erhielt hierdurch schon *Fenstergruppen* (vergl. Fig. 50).

Die Uebergangszeit, welche diese Gruppen vorfand, behielt dieselben zunächst bei, fing aber an, den Schluss der Fenster spitzbogig zu bilden. Dieser Spitzbogen ist bei manchen jener Bauten ein kaum merkliches Brechen der Halbkreislinie. Zugleich führte man die Fenster tiefer hinab, was namentlich in den Kreuzarmen, so wie in den Nebenschiffen, die mit dem Mittelschiffe gleiche Höhe erhielten, eine beträchtliche Verlängerung der Fenster zur Folge hatte. Aber noch blieb zu viel todte Mauermaße übrig, und grade auf Belebung, Durchbrechung derselben war man bedacht. Man ordnete also bald je drei Fenster zusammen, von denen meistens das mittlere die seitlichen an Höhe überragt (Fig. 57).



Fig. 57.

Sind dieselben nah an einander gerückt, so umfasst man sie wohl mit Säulen, die dann als Bogen sich fortsetzen und eine völlige *Umrahmung* des Fensters bilden (Fig. 58). Hierauf ging man noch

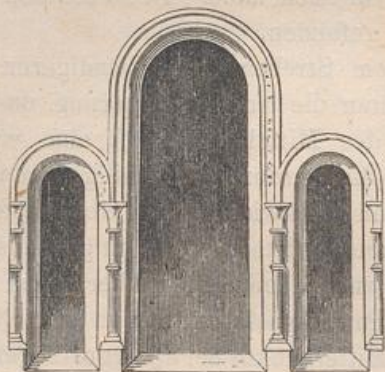


Fig. 58.



Fig. 59.

einen Schritt weiter, indem man zwei solcher schmalen Fenster zusammenstellte, in die Mauerfläche zwischen beiden Fensterbögen ein Kleeblatt- oder ein Rundfensterchen fügte und ein solches Fenster-

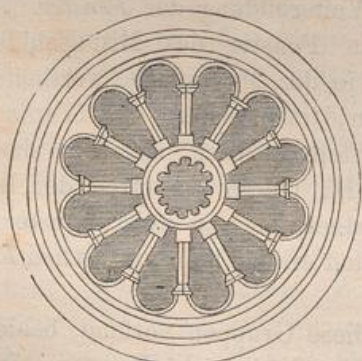


Fig. 60.



Fig. 61.

system durch eine spitzbogige Mauerblende umfasste. (So bei Fig. 59 an St. Gereon zu Köln.) Wie nahe man hier bereits der Form nach dem durchbrochenen gothischen Fenster kam, ist klar. Aber auch dem Wesen nach: denn schon wagte man — und man durfte es bei der künstlichen Construction der Gewölbe — die Umfassungsmauern in der Fensterhöhe schwächer zu bilden, ein Verfahren, welches seine kühnste Entwicklung in der Gothik fand. Dieser Periode gehören auch die reichen, prachtvollen *Radfenster* oder *Rosen* an (Fig. 60), grosse kreisrunde Fenster, die durch speichenartiges

Stabwerk, das in der Mitte in einem Kreise oder einer andern Figur zusammentrifft, in viele Theile zerlegt werden. Am häufigsten kommen sie über dem Westportale vor, wo sie selbst in gothischer Zeit noch angewandt werden; manchmal auch über den Portalen der Kreuzflügel. Eine seltsame Abart von Fensterbildung ist das sogenannte *Fächerfenster* (Fig. 61 von S. Quirin zu Neuss), ein gewöhnliches schmales Fenster, dessen oberer Schluss sich ringförmig mit verschiedenen Rundzacken erweitert. In der Kirche zu Neuss und in anderen rheinischen Bauten kommen solche Fenster an den Emporen und der Oberschiffwand vor. Endlich findet man auch mehrfach, besonders an rheinischen Kirchen, halbirte Radfenster (Fig. 62, in S. Gereon zu Köln), wenn die Obermauer des Schiffes nicht hoch genug für längere Fenster ist.



Fig. 62.

An den *Portalen* beharrt diese Zeit in Anwendung jener reichen Entwicklung, wie sie schon der Blüthezeit des romanischen Styles eigenthümlich war, indess werden

auch hier zugleich Umgestaltungen vorgenommen. Zunächst bricht man den Rundbogen, der bereits an den Arkaden, den Gewölben, den Fenstern sich zeigte. Ausserdem liebt man sehr, die jetzt in Schwung kommende *Kleeblattform* hier anzuwenden, deren mittleres Glied manchmal rund, manchmal spitz gebildet wird. (Vergl. Fig. 63 a und b

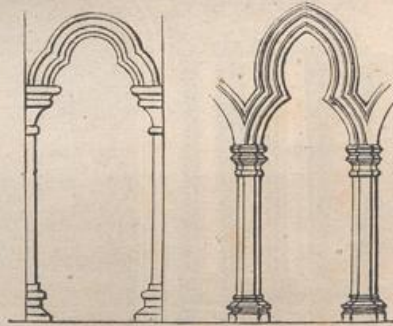
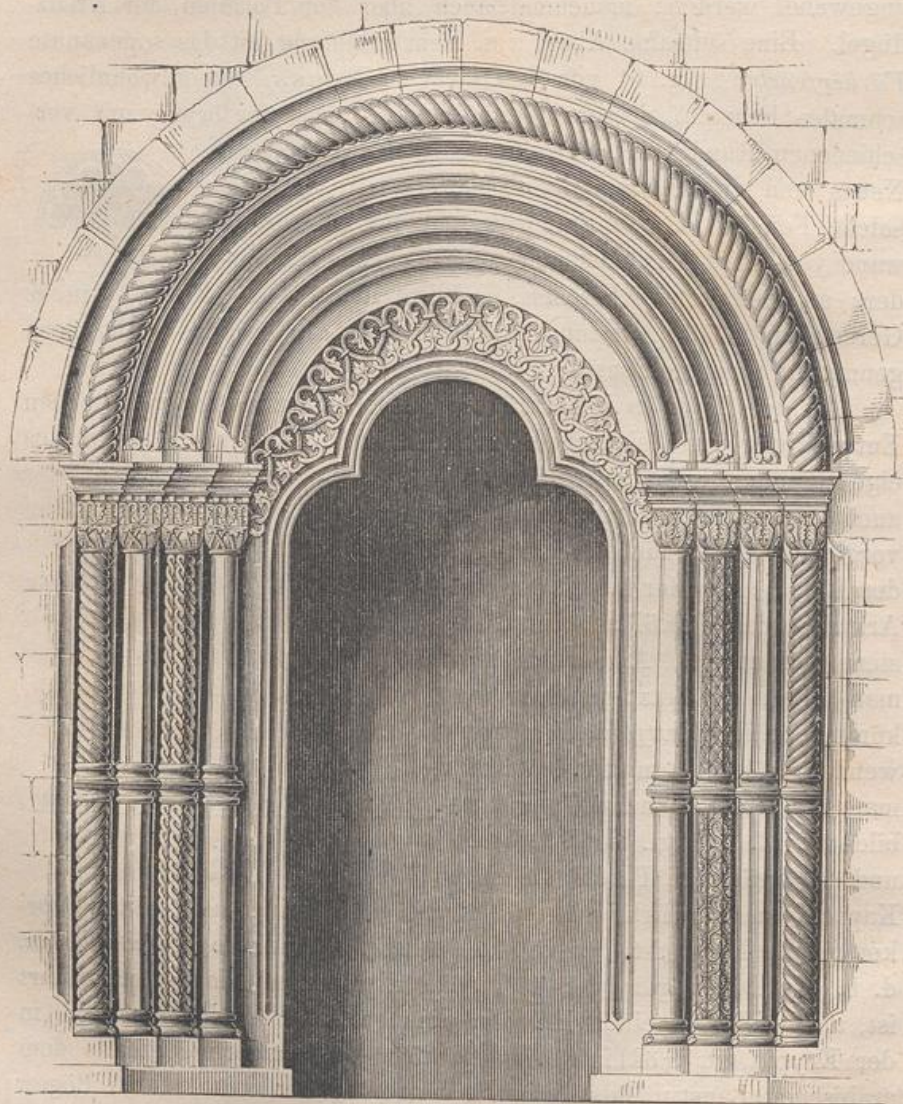


Fig. 63.

und das prächtige Portal an einer Kapelle zu Heilsbronn unter Fig. 64.) Eine sehr selten vorkommende Form ist der von den Arabern entlehnte *Hufeisenbogen*, d. h. ein Rundbogen, der über seine Fusspunkte hinaus fortgeführt ist, also mehr als einen Halbkreis macht. Man findet ihn z. B. in der Krypta zu Göllingen (Fig. 65). Eine andere ebenfalls dem arabischen Baustyl entstammende Form ist der mit kleinen Bögen zackenartig besetzte Rund-Bogen (Fig. 66), wie ihn die Vorhalle von St. Andreas in Köln und die Schlosskapelle zu Freiburg an der Unstrut aufweisen.

Endlich erfahren auch die *Gesimse* eine Umgestaltung. Die kleinen Rundbögen derselben verwandeln sich in Spitzbögen oder in die Kleeblattform; auch kommt es namentlich bei Ziegelsteinbauten vor, dass

ein Rundbogenfries so angeordnet wird, dass seine Schenkel sich kreuzen, und also spitzbogige Figuren hervorbringen. Ueberhaupt



16 F. Rh.

Fig. 64. Portal zu Heilsbrunn.

erhalten diese Gliederungen reichere Profile. Sämmtliche Säulchen, sowie die Fortsetzungen derselben an Thür- und Fenstereinfassungen

pflügen in dieser Zeit ringförmige Verzierungen anzunehmen, die in gewissen Abständen sich wiederholen. So an dem unter Fig. 64 mitgetheilten Portal zu Heilsbronn.



Fig. 65. Göllingen.



Fig. 66. Freiburg.

In der *Ornamentik* wird im Wesentlichen die Stufe der romanischen Blüthezeit beibehalten; doch findet theilweise ein Zusammendrücken und Herausschwellen der Glieder, namentlich der Basen (Fig. 67) und der Kapitäle statt; während letztere auch gern eine langgestreckte glockenartige Form annehmen und oft durch hohen Adel und Schwung des vegetativen Schmuckes sich auszeichnen. Besonders bestimmend für das letzte Stadium des Ueberganges sind Kapitäle, die aus mehreren übereinander an langen Stielen sitzenden, manchmal blattartig gestalteten Knollen gebildet werden (Fig. 68). Ja, selbst das freier geschwungene, der Natur nachgeahmte Blattwerk der Gothik findet sich in einzelnen Vorläufern wohl schon bei Uebergangsbauten ein.

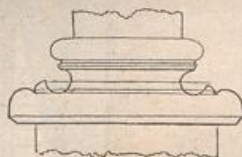


Fig. 67.

Alle diese Umgestaltungen sind bewerkstelligt, ohne den romanischen Charakter der Raumtheilung, überhaupt des Grundrisses, zu berühren. Nur findet sich zuweilen, (Fig. 69) die Chorapsis polygon gestaltet, manchmal mit Beibehaltung des Halbkreises im Innern, manchmal mit völliger Durchführung des Polygons. Denn auch hier genügt nicht mehr die einfache ununterbrochene Rundlinie, da man einmal das Princip einer strengeren organischen Gliederung der Massen angenommen hatte. Mit diesem letzten Schritte war der Rundbogen völlig aus dem Bauwerke be-



Fig. 68. Kapital vom Dom zu Magdeburg.

seitigt; in der sich anschliessenden gothischen Periode wurde nun der Spitzbogen als herrschendes Princip bis in's Einzelste durchgeföhrt.

Was die Zeitbestimmung dieser Epoche betrifft, die wir bereits gegeben haben, so ist besonders zu bemerken, dass die Uebergangsformen in manchen Ländern nur wenig Jahre einnehmen, während sie

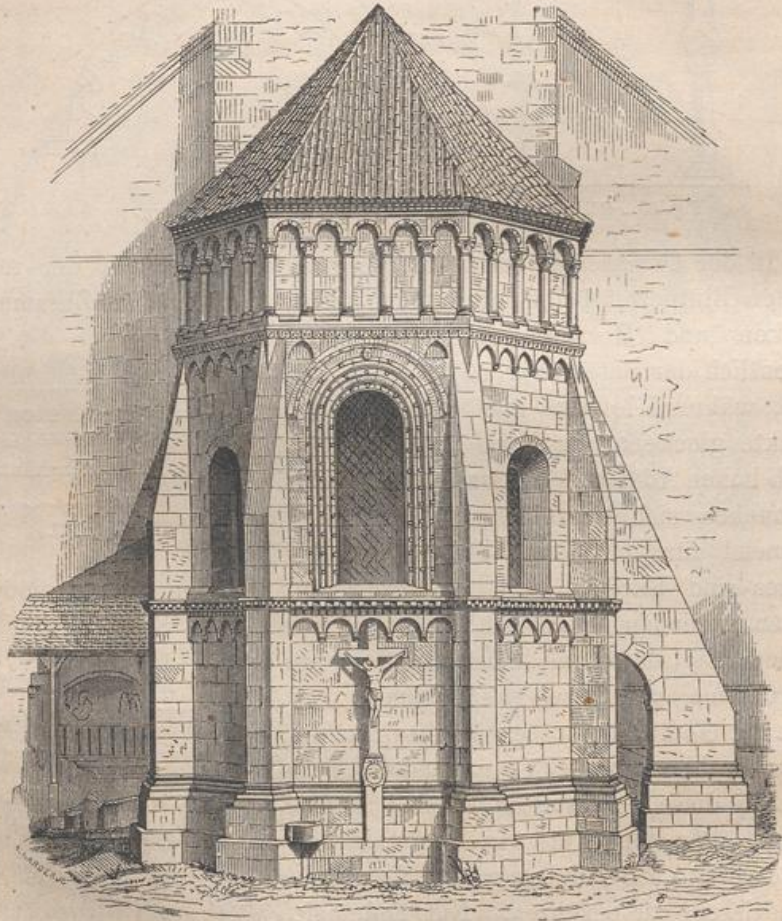


Fig. 69. Chor der Kirche zu Pfaffenheim.

in andern durch mehr als ein halbes Jahrhundert herrschend bleiben. Diese Thatsache findet ihre Erklärung in dem Charakter der verschiedenen Völker, so wie in ihrer äusserlichen Stellung zum damaligen Weltverkehr. Dass in Nordfrankreich und England der Uebergangsbau nur geringe Zeit dauert, und dass man dort schon in der letzten Hälfte des 12. Jahrh. gothisch baute, während man in Deutschland

noch tief im Romanischen steckte; dass ferner der Rhein am ersten nachfolgte; dass die Baustyle sich am schnellsten in den Küsternländern verbreiten, während Binnenländer wie Westfalen, Mittel- und Süddeutschland, so wie Oesterreich lange zurückblieben, wird demnach Niemanden Wunder nehmen. In Westfalen z. B. pflegt die Entwick-

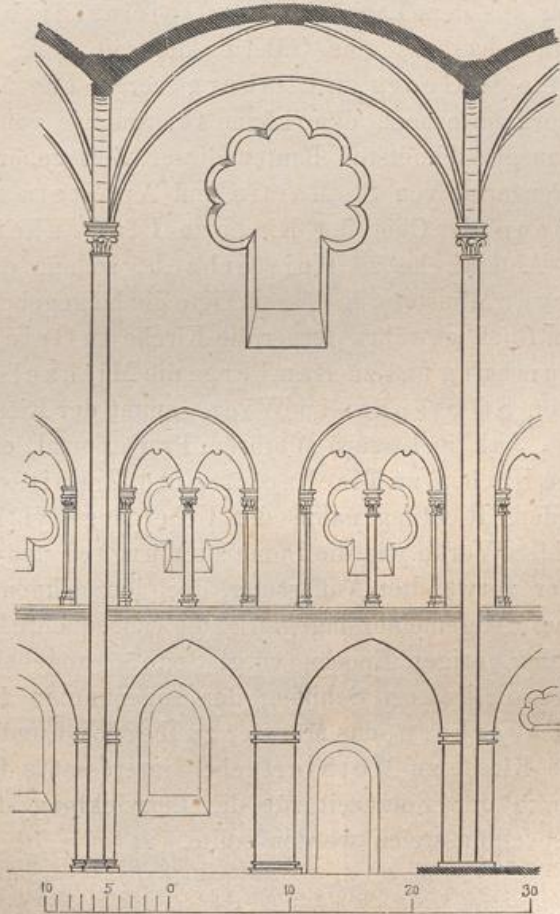


Fig. 70. Quirinskirche zu Neuss.

lung der mittelalterlichen Architektur hinter der des Rheines um etwa ein halbes Jahrhundert zurückzustehen. Alle diese Verhältnisse, die die Zeitangaben so sehr erschweren und absolute, allgemein gültige Zahlen nur annähernd zulassen, müssen bei der Betrachtung und Beurtheilung mittelalterlicher Bauwerke wohl beachtet werden.

Die glänzendste Blüthe hat diese Epoche wie gesagt in den Rhein-

landen erlebt. Hier findet sich zugleich in manchen Kirchen die Anordnung von *Emporen* über den Seitenschiffen, wovon bereits S. 31 die Rede war. Wo aber auch solche Emporen nicht angetroffen werden, pflegt in der Regel die Obermauer des Langhauses über den Arkaden durch Blendbögen auf Säulen, die oft mit schmalen, in der Mauerdicke liegenden Laufgängen in Verbindung stehen, gegliedert zu sein. Die Abbildung aus dem Langhause der Quirinskirche zu Neuss (Fig. 70) veranschaulicht eine Galerie, die mit einer Empore verbunden ist. An St. Georg zu Limburg (vergl. Fig. 55) kommt sogar zur Emporgalerie noch eine kleine Obergalerie von Blendbögen.

Zu den ausgezeichnetsten Bauten dieser Zeit gehören noch: die Chöre und Kreuzarme von St. Martin und Aposteln zu Köln, das Münster zu Bonn, der Chor der Kirche zu Pfaffenheim im Elsass (Fig. 69), die Abteikirche zu Heisterbach, sodann das Querschiff des Freiburger Münsters, in dessen Tiefe die beigegebene Abbildung (Fig. 70) einen Blick gewährt, ferner die Kirche zu Gelnhausen, die Dome zu Naumburg und zu Bamberg, die Michaelskirche und die Façade von St. Stephan zu Wien sammt der Riesenpforte, die Abteikirche St. Ják in Ungarn mit ihrem Prachtportal, einem Unicum seiner Art, die Kirchen zu Tischnowitz und Trebitsch in Mähren.

Eine andere Richtung nahm der Uebergangsstyl in Westfalen. Zwar bilden hier Werke wie die Dome zu Münster und Osnabrück Beispiele einer verwandten Auffassung, doch bezeichnen sie hier nur eine Ausnahme. Allgemeiner dagegen ist die consequente Durchführung der schon in der vorigen Epoche (vergl. Seite 55) angebahnten Anlage mit drei gleich hohen Schiffen, der sogenannten *Hallenkirchen*. Der Dom zu Paderborn, das Münster zu Herford und in kleinerem Masstabe die Kirche zu Methler geben interessante Belege dieser Bauform, die in der Folgezeit für die Entwicklung der deutschen Architektur so einflussreich werden sollte.





V.

Der gothische Styl.

(1225 — 1525.)

Das System.

Wir haben vorab mit einigen Worten den Namen zu rechtfertigen, der unpassend genug klingt, da die alten Gothen mit diesem Style am allerwenigsten in Verbindung stehen. In neuerer Zeit, da man das Schiefe der Bezeichnung erkannte, ist man bedacht gewesen, einen anderen Namen an die Stelle zu setzen. Die Engländer gleich den Franzosen vindicirten sich den Styl als ihren „vaterländischen“, und in Deutschland ist man hierin nachgefolgt und hat ihn „deutscher, altdentscher Styl“, auch wohl „germanischer Styl“ umzutaufen versucht. Mit Unrecht; denn wenngleich die folgerichtigste Vollendung desselben dem deutschen Genius vorbehalten blieb, so ist Nordfrankreich doch die Gegend, wo dieser Styl geschaffen wurde. So mag es denn bei dem alten, von den Italienern aufgebrauchten Spottnamen bleiben, der nun doch zum Ehrennamen geworden ist.

Neuere Nachforschungen haben ergeben, dass im letzten Drittel des 12. Jahrh. der gothische Styl in Isle de France, in Paris und seiner Umgebung zuerst aufkam. Von dort wurde er noch in demselben Jahrhunderte zunächst nach England übertragen, wo mehrere bedeutende Bauwerke, darunter die Cathedrale von Canterbury (Chor 1174 — 1185), entstanden. Sodann aber fand die neue Bauweise schnell Eingang am Rheine, und das erste gothische Bauwerk auf deutscher Erde wird das Schiff von St. Gereon zu Köln (1212 — 1227) sein. Auch am Chor des Magdeburger Domes (1211 begonnen) tritt das gothische Princip bereits unverkennbar auf. Mit voller Entschiedenheit durchgeführt erscheint indess zuerst die Gothik

an der Liebfrauenkirche zu Trier (1227 — 1244) und an der Kirche d. h. Elisabeth zu Marburg (1235 begonnen), und schon im Jahre 1248 wurde das grossartigste Bauwerk angefangen, das der gothische Styl in Deutschland hervorgebracht: der Dom zu Köln.

Das Hauptmerkmal des gothischen Styles ist nun zunächst, dass alle Theile schlanker, straffer emporstreben; eine Tendenz, die schon in dem jetzt allein herrschenden Spitzbogen ausgesprochen liegt. Wir haben schon S. 52 die statische Bedeutung dieser neuen

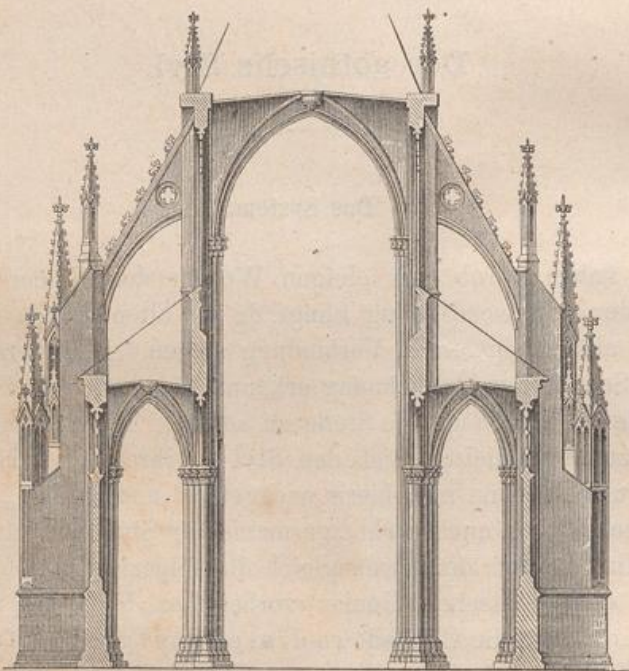


Fig. 72. Dom zu Halberstadt. Querschnitt.

Bogenform hervorgehoben. Man erkannte, dass man beim Spitzbogen, der den Druck der Gewölbe auf einen Punkt und mehr nach unten lenkte, jener dicken Mauern der früheren Zeit entbehren könne, wenn man nur Sorge trüge, diesem Punkte ein ausreichendes Widerlager zu geben. Etwas Aehnliches hatte man ja schon im entwickelten romanischen Gewölbebau vorgebildet: dort nämlich gaben die stark und kräftig nach innen vortretenden Pfeiler sammt den Lisenen bereits ein solches Widerlager ab. Man verstärkte dasselbe jetzt (vergl. Fig. 72) durch die *Strebe Pfeiler*, viereckige kräftige Mauerpfeiler, die nach aussen vorgelegt wurden. Da man indess bei den

grossen Kirchenbauten die niedrigen Seitenschiffe beibehielt, so stellte man solche Strebepfeiler zunächst an die Aussenwände dieser Bautheile und zwar überall da, wo im Innern die Gewölbträger angeordnet waren; sodann minder kräftige, auf den Pfeilern des Innern ruhende, an die Mittelschiffe. Da dieselben jedoch nicht stark genug gebildet werden konnten, so schlug man aufsteigende Bögen, *Strebebögen*, von der Spitze der Strebepfeiler des Seitenschiffes nach der Spitze jener hin, so dass der Schub der Gewölbe durch dieselben auf die äusseren Streben geleitet wurde. Diese Strebebögen möglichst zu erleichtern, durchbrach man sie mit verschiedenen decorativen Formen in mannichfacher Weise; ihren oberen Rand aber besetzte man mit Steinblumen. Ausserdem führte man durch den Strebebogen in einer Rinne das Wasser ab, welches vom hohen Dache herabkam und in der Traufrinne sich sammelte. Durch die meist in phantastischen Thiergestalten am äusseren Strebepfeiler angebrachten *Wasserspeier* floss das Regenwasser ab.

Eine andere wichtige Umänderung war die Beseitigung des Quadrates bei der Anlage der inneren Räume. Indem man nämlich jeden Pfeiler zum Gewölbträger und alle Pfeiler gleichmachte, fiel der Unterschied zwischen Arkadenpfeilern und Gewölbepfeilern fort, und die Pfeiler rückten nun so nahe zusammen, dass jedes Gewölbe des Mittelschiffes ein längliches Rechteck zur Grundlage hatte, dessen längere Seite die Breite des Schiffes bildete, während die kürzere etwa zwei Drittel der Langseite ausmachte (vgl. Fig. 75). Hierdurch erhielt nicht allein die perspectivische Durchsicht das reichste, wechselvollste Leben, sondern es konnten auch desto leichter die Zwischenfelder der Wand gänzlich durchbrochen werden.

Dies geschah, um in den Zwischenraum jene grossen prachtvollen *Fenster* zu setzen, die wegen ihrer Grösse und Breite durch kräftigere Gliederungen, als die Bleieinfassung war, getheilt werden mussten. Man bewerkstelligte dies, indem man von der Fensterbank aus mehrere steinerne Stäbe, *Pfosten*, aufwärts führte, die sich oben in mancherlei verschlungene Figuren, *Maasswerk*, verzweigten (Fig. 73).



Fig. 73. Goth. Fenster.

Die einfachsten derselben waren das Dreiblatt (*Dreipass*) und das Vierblatt (*Vierpass*). So giebt es auch Fünfpässe, Sechspässe u. s. w.

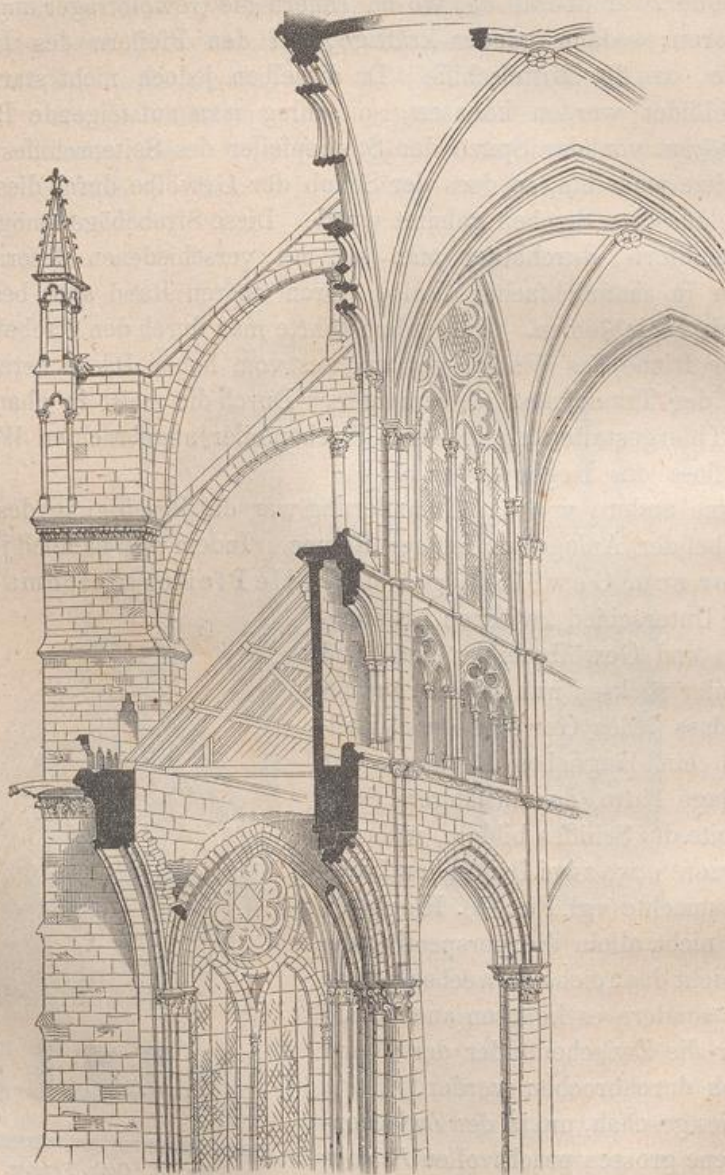


Fig. 74. System der Kathedrale zu Amiens.

Indess blieb bei hohen Kirchen zwischen den Fenstern und den Arkadenbögen der bedeutende Theil der Wand, hinter welchem das Dach des Seitenschiffes liegt, kahl. Man ordnete desshalb hier oft in der

Mauer liegende *Galerien* an, aus Bögen bestehend, die ebenfalls mit ausgebildetem Maaswerk auf Säulchen ruhen. Man nennt sie *Triforium*, Dreiöffnung, weil die ursprüngliche Zahl dieser Oeffnungen drei war. (Fig. 74) Manchmal jedoch sind diese Triforien nur scheinbar, indem

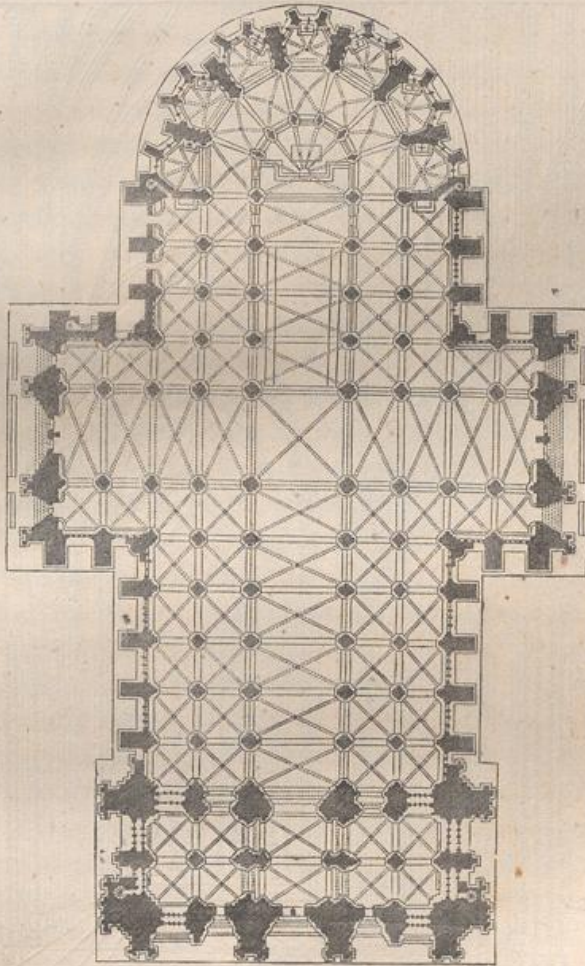


Fig. 75. Grundriss des Kölner Domes.

sie reliefartig bloss als Decoration auf der Mauerfläche ausgeführt sind.

Ueberhaupt erfuhr der *Grundriss* eine durchgreifende Umgestaltung (Fig. 75). Die Anlage des *Chores* namentlich wurde zunächst dadurch geändert, dass man die Krypten, die schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts abgekommen zu sein scheinen, abschaffte. Seit

dem 13. Jahrhundert giebt es (mit wenigen Ausnahmen) keine Krypten mehr. Der Chor wurde fortan nur wenige Stufen über das Langhaus erhöht und ringsum, so wie nach dem Schiffe zu, durch steinerne Schranken abgeschlossen, die oft mit grosser Zierlichkeit und

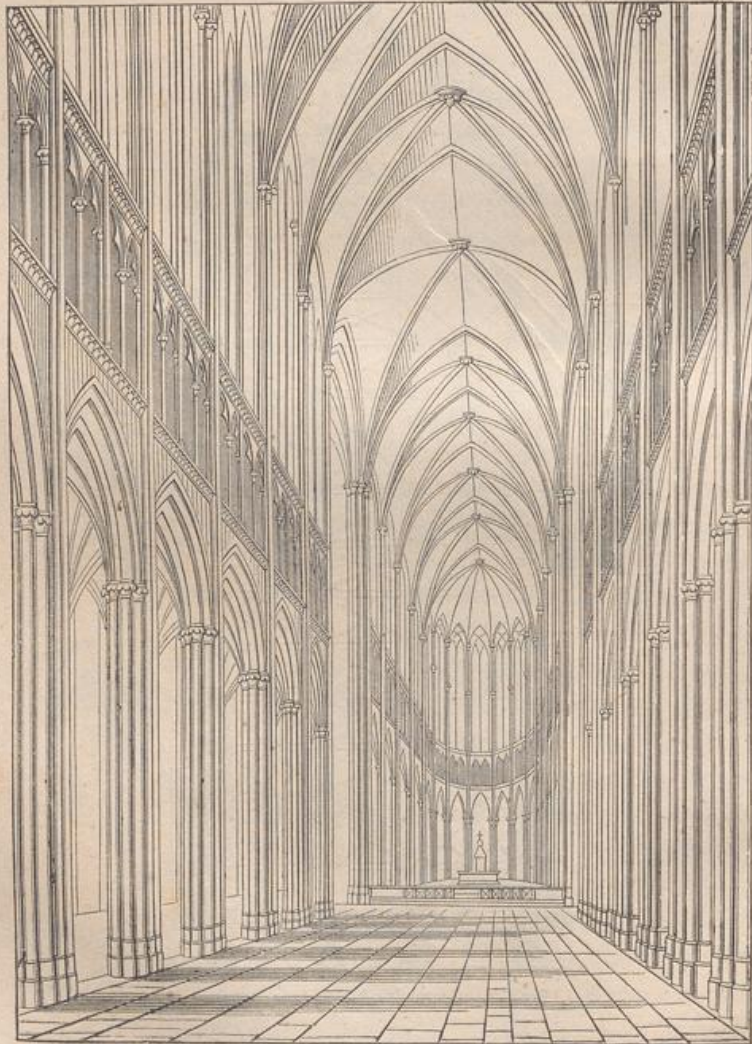


Fig. 76. Innere Perspektive des Doms zu Köln.

Pracht ausgestattet wurden. Anstatt dass früher der Fussboden des Chores gewöhnlich bedeutend erhöht war, wurde jetzt sein Gewölbe erhöht und zwar so, dass es die Höhe des Mittelschiffes erhielt und also fortan dieselbe Dachlinie von einem Ende des Baues bis zum andern durch-

ging. (Fig. 76) Die schon in der Uebergangszeit versuchte polygone Anlage des Chors wurde consequent durchgeführt, meistens so, dass drei Seiten des Achtecks genommen wurden, wie an den Domen zu Meissen und zu Minden (Fig. 108), St. Sebald und St. Lorenz zu Nürnberg und an St. Stephan zu Wien; doch kommen auch fünf Seiten des Zwölfecks vor, wie an den Domen zu Köln, (Fig. 75) Prag und Magdeburg, dem Münster zu Ulm, der Klosterkirche zu Altenberg bei Köln; oder sieben Seiten des Zehnecks, wobei der Chor sich über die Schiffbreite hinaus erweitert, wie an der Wiesenkirche zu Soest (Fig. 87) und der Marktkirche zu Hannover; nur muss die Zahl der Seiten eine ungleiche sein, damit eine Seite und nicht die Ecke zweier zusammenstossenden Seiten den Abschluss bildet. Doch kommt auch letzteres vor, wie an der Bartholomäuskirche zu Kolin, der Tayn- und der Karlshofer Kirche zu Prag, dem Ostchor des Doms zu Naumburg, dem Chorumgange des Münsters zu Freiburg. In den grösseren Bauten werden oft die Seitenschiffe um den Chor als Umgang fortgeführt (so am Dom zu Halberstadt); ja zuweilen haben die Chöre doppelte Abseiten, von denen die äussersten am Chorumgange in einen Kranz kleiner polygoner Kapellen übergehen. Diese vollkommenste Ausbildung haben z. B. die Dome zu Köln, (Fig. 75) Prag und Magdeburg, das Münster zu Freiburg, die Klosterkirchen zu Altenberg bei Köln und zu Marienstatt im Nassauischen. Dazu kommt dann oft eine fünfschiffige Anlage des Langhauses, wie am Dom zu Köln, und — ohne Kreuzanlage und Kapellenkranz — an der Stiftskirche zu Xanten, dem Münster zu Ulm, der Peter- und Paulskirche zu Görlitz. Die herrliche Abteikirche zu Salem, nach Art der meisten Cisterzienserkirchen mit gradlinigem Chorschluss, hat ein dreischiffiges Langhaus und fünfschiffigen Chor, dabei ein Querhaus, das jedoch nicht über die Fluchtlinie des Langhauses hervortritt. Auch die Kreuzschiffe werden bei solchen bedeutenden Gebäuden manchmal beibehalten, ja selbst mit Nebenschiffen versehen; doch fehlt bei den gothischen Kirchen in Deutschland die Anlage eines Kreuzschiffes oft selbst in bedeutenden Bauten, wie z. B. dem Münster zu Ulm, St. Stephan zu Wien, der Stiftskirche zu Xanten. Dagegen kommen an romanischen Kirchen Deutschlands niemals fünf Schiffe vor, es sei denn, dass später Zusätze gemacht wären, wie am Dom zu Braunschweig. Oft sind die beiden äussersten Seitenschiffe nur Kapellenreihen, die dadurch entstanden sind, dass man die Strebepfeiler in den Bau hineingezogen oder, was das-

selbe, ihre äusserste Linie durch eine Mauer, die dann Umfassungsmauer des ganzen Baues ist, verbunden hat. Doch findet sich dies erst in spätgothischer Zeit. Eins der stattlichsten Beispiele gewährt das Münster zu Ueberlingen, welches zu seinen fünf Schiffen noch zwei Kapellenreihen hat, also siebenschiffig ist.

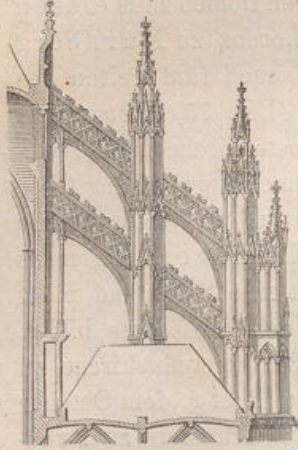


Fig. 77. Kölner Dom. Querschnitt.

Wo indess eine ausgebildete fünfschiffige Anlage gewählt wurde, musste das Strebesystem eine umfassendere Durchführung erhalten. Man hatte in diesem Falle (vergl. Fig. 77) auch auf den Pfeilern zwischen den beiden Seitenschiffen Strebepfeiler zu errichten und diese mit der Oberwand des Hauptschiffes, wie mit den Strebepfeilern der Umfassungsmauer durch Bögen zu verbinden, ja selbst diese letzteren mussten bei bedeutender Höhe des Baues verdoppelt werden, so dass auf jedem Punkte vier Strebebögen entstanden.

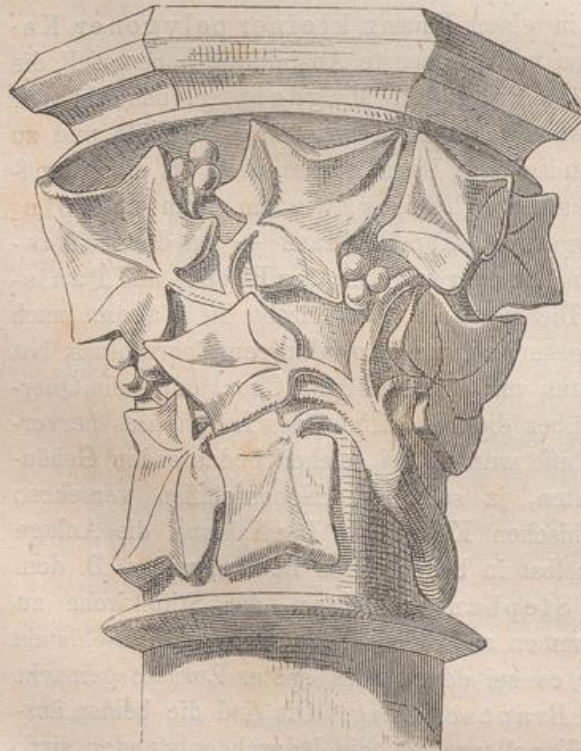


Fig. 78. Kapital aus Wimpfen im Thal. 13. Jahrh.

Für die *Ornamentik* ist zu bemerken, dass die Kapitäl durchweg zu der Kelchform zurückkehren; diese ist für den gothischen Styl ähnlich zur Grundform geworden, wie für den romanischen die Würfelform, tritt daher auch wie jene häufig nackt auf. Wo sie dagegen durch Laubwerk verziert ist, weicht dieses wesentlich vom romanischen Ornamente ab: war jenes aus dem Innern des Kapitäl organisch hervorge-

wachsen, so ist hier das Laubwerk nur wie lose um den Kern desselben gelegt. Bestand jenes aus einer mehr typischen Umgestaltung der Naturformen, so erstrebt dieses treue Nachahmung derselben. Dabei ist zu bemerken, dass in der frühgothischen Zeit eine strenge einfache Behandlung vorherrscht, welche das natürliche Laubwerk in seinen grossen wesentlichen Zügen zur Erscheinung zu bringen weiss (Fig. 78). Im 14. Jahrhundert entwickelt sich das Ornament zu reicherer Ausbildung, indem ein zierlicheres Detailiren bis in die kleineren Nebenformen hinein sich geltend macht

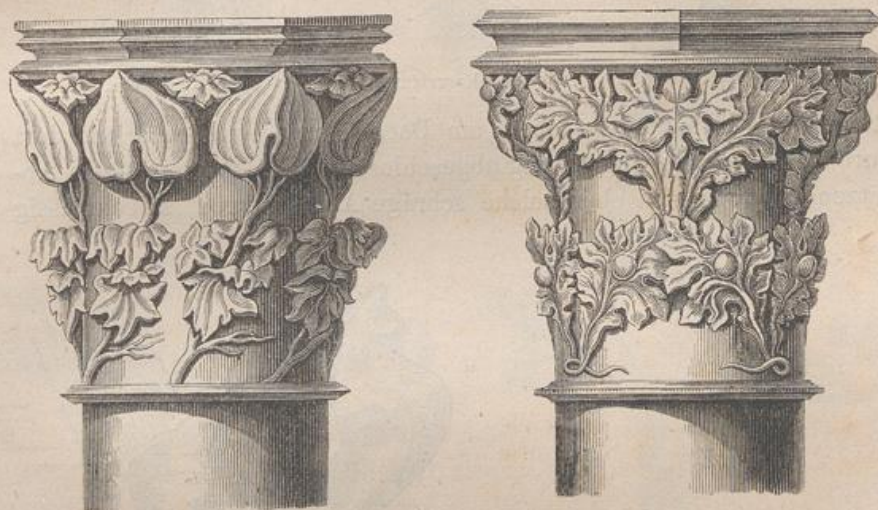


Fig. 79. Kapitälé vom Kölner Dom. 14. Jahrh.

(Fig. 79.) Endlich mit dem 15. Jahrh. strebt man die Naturformen einem grösseren Effekt zu Liebe zu überbieten und durch krausere Behandlung, durch Unterhöhlen, Herausbiegen und scharfes Betonen jeder Einzelheit stärkeren Wechsel von Schatten und Licht zu erzielen.

Von grosser Wichtigkeit für das Innere war ferner, dass die *Wandmalerei* mit den Wandflächen meistens schwand (obwohl sie für die Bemalung der architektonischen Glieder auch jetzt noch verwendet wurde) und als *Glasmalerei* in die Fenster überging. Der Charakter dieser oft wunderbar schönen Glasgemälde ist der, einen vor eine Oeffnung gehängten Teppich vorzustellen. Daher sind sie meistens aus teppichartigen Mustern zusammengesetzt und nehmen ausserdem unter Baldachinen einzelne statuarische Gestalten auf.

Das *Aeussere* empfängt seinen charakteristischen Reiz durch die Ausbildung der Strebepfeiler und Strebebögen. Die einfachste Form des Strebepfeilers ist die eines verjüngt in Absätzen auf-



Fig. 80. Wasserschlag.



Fig. 81. Kreuzblume.



Fig. 82. Krabbe.

steigenden Wandpfeilers, oben am Dachgesimse aufgehörend und dort durch eine schräge Bedachung abgeschlossen. An den einzelnen Absätzen befinden sich eben solche schräge Abdachungen, zweckmässig



Fig. 83.



Fig. 84.

eingerrichtet, um dem Wasser Abfluss zu gewähren. Diesen Zweck unterstützt die Profilirung dieses *Wasserschlages* (Fig. 80), die aus einer rechtwinkligen Abplattung nebst tiefer Einkehlung und kleiner Ausbiegung besteht. Dasselbe Profil kehrt an allen äusseren Gesim-

sen wieder. Bisweilen aber wird der Strebepfeiler durch ein Giebeldach geschlossen, welches manchmal auf der Spitze mit einer *Kreuzblume* (Fig. 81), an den Giebelrändern mit jenen eigenthümlichen Steinblumen, Knollen, Kugelchen, *Krabben* verziert ist (Fig. 82.)

Alle diese Formén werden in den verschiedenen Epochen verschieden behandelt, so dass man überall den Fortschritt vom Strengen

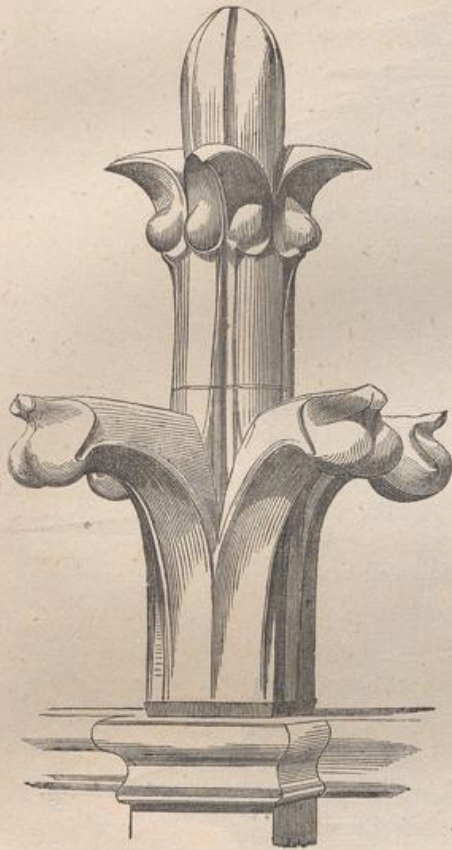


Fig. 85.



Fig. 86.

zum Zierlichen und endlich zum Manierirten und Ueberladenen wahrnimmt. So haben die *Krabben* in frühgothischer Zeit (Fig. 83.) eine schlichte knollenartige Form, wie ineinander gerollte Blätter; dagegen entfalten sie sich mit dem 14. Jahrh. in üppigerer Gestalt (Fig. 84), indem eine freie Nachbildung reich gegliederten Blattwerks dabei zur Verwendung kommt. Dasselbe Verhältniss herrscht bei den *Kreuzblumen*, von deren einfach strenger Behandlung im 13. Jahrh.

Fig. 85 eine Anschauung giebt, während aus Fig. 86 die zierlichere Ausbildung des 14. Jahrh. zu ersehen ist.

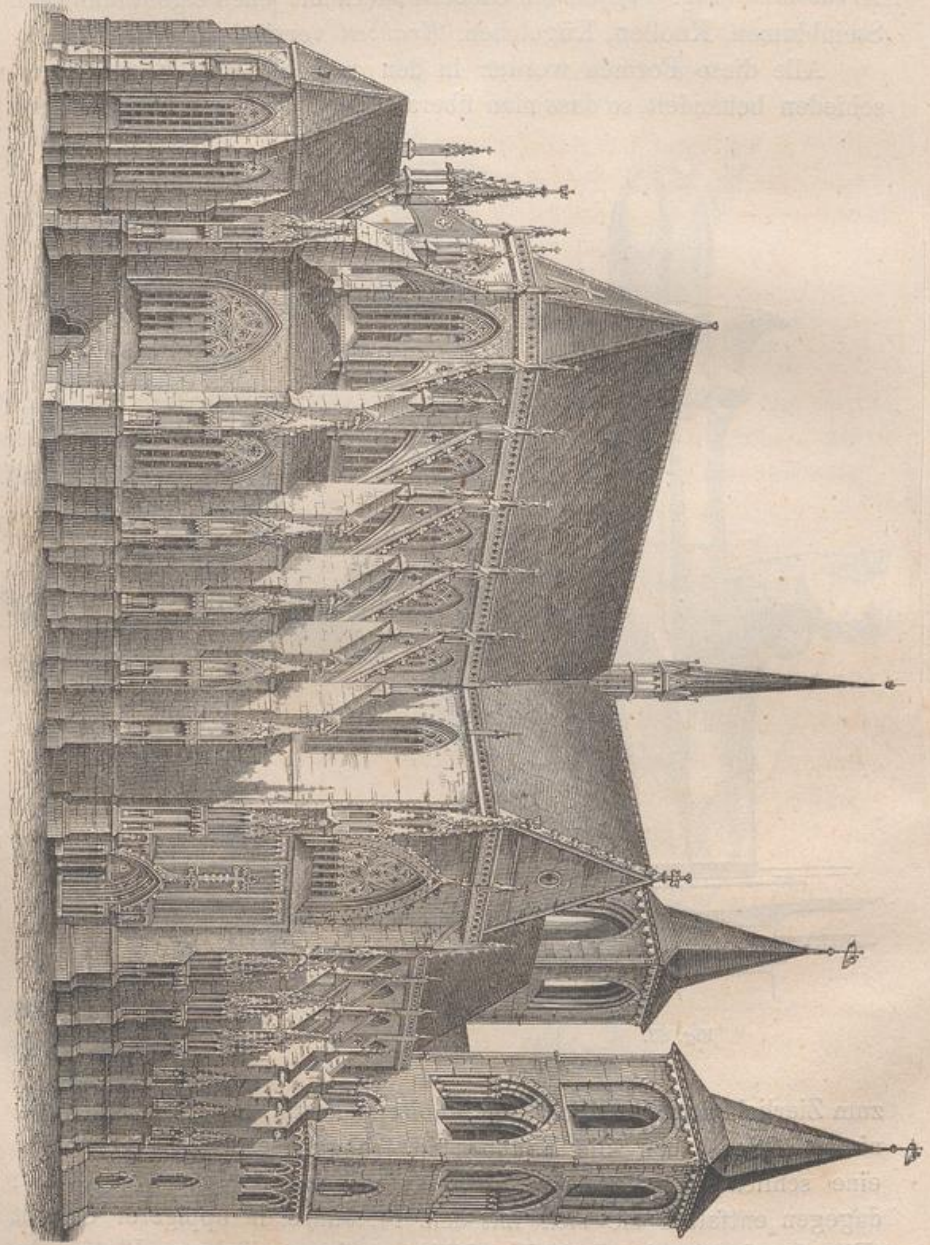


Fig. 87. Dom zu Halberstadt. Nordostseite.

Da jedoch der Strebepfeiler das wichtigste Motiv für die decorative Ausbildung des Aeusseren ist, so begnügte man sich nicht damit,

sondern man setzte wohl an seine Stirnseite einen Baldachin (*Tabernakel*) mit einer Statue, oder man gab ihm bei reicheren Bauten als Dach eine *Spitzsäule*, (*Fiale*) deren Spitze und Kanten man mit Kreuzblumen und Krabben schmückte. Manchmal höhlt man ihren Körper aus und stellt in die solchergestalt gewonnene Nische eine Heiligenstatue. Zuletzt wird der Strebepfeiler so reich entwickelt, dass man ihn nicht bloß mit Fialen bekrönt, sondern auch eine prächtig gegliederte Fiale am unteren Theile des Pfeilers vor denselben setzt. Die unter Fig. 87 beigefügte Ansicht des Doms zu Halberstadt gewährt eine Anschauung der verschiedenen Arten von Strebepfeilern. Die einfachste Form sieht man an der östlich dem Chor vorgelegten Marienkapelle; die etwas reichere Gestalt mit vorgelegtem Tabernakel an den drei ersten Pfeilern neben den Westthürmen; noch entwickeltere an den folgenden Pfeilern des Schiffes, Chores und Querhauses. Auch der Chor der Barbarakirche zu Kuttendorf (Fig. 113) zeigt elegant ausgebildete Strebewerke.

Die *Fiale*, die aus dem *Leib*, d. h. dem untern, senkrechten Theile, und dem *Riesen* (vom alten Worte „risen, reisen“ = aufsteigen, engl. to rise), der pyramidalen Zuspitzung, besteht, wird am Aeusseren gern und vielfach angewandt. Besonders dienen sie als Einfassungen für die reichen *Spitzgiebel* oder *Wimperge* (Wind-Berge, Wind-Schutz), die überall da angewandt werden, wo ein Spitzbogen am Aeusseren mit besonders starker Profilirung heraustritt, wie an den Portalen und den damit verbundenen Fenstern (Fig. 88). Man schützt den Bogen nämlich durch einen auf denselben gestellten steil ansteigenden

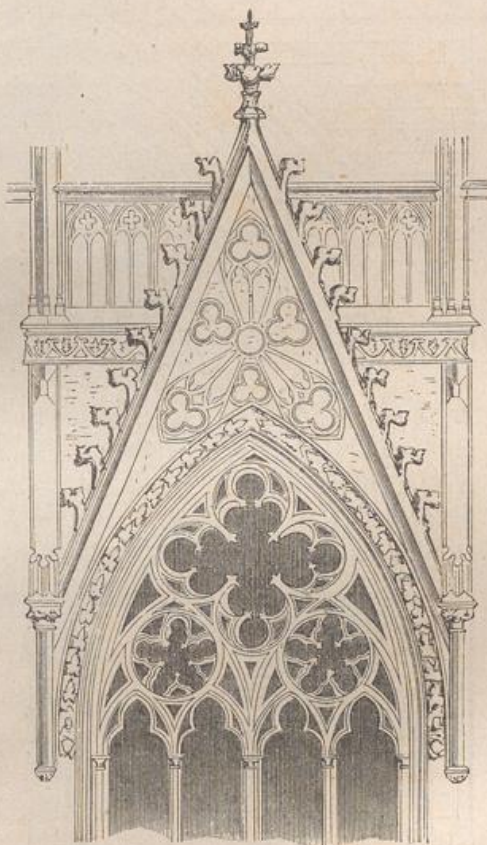
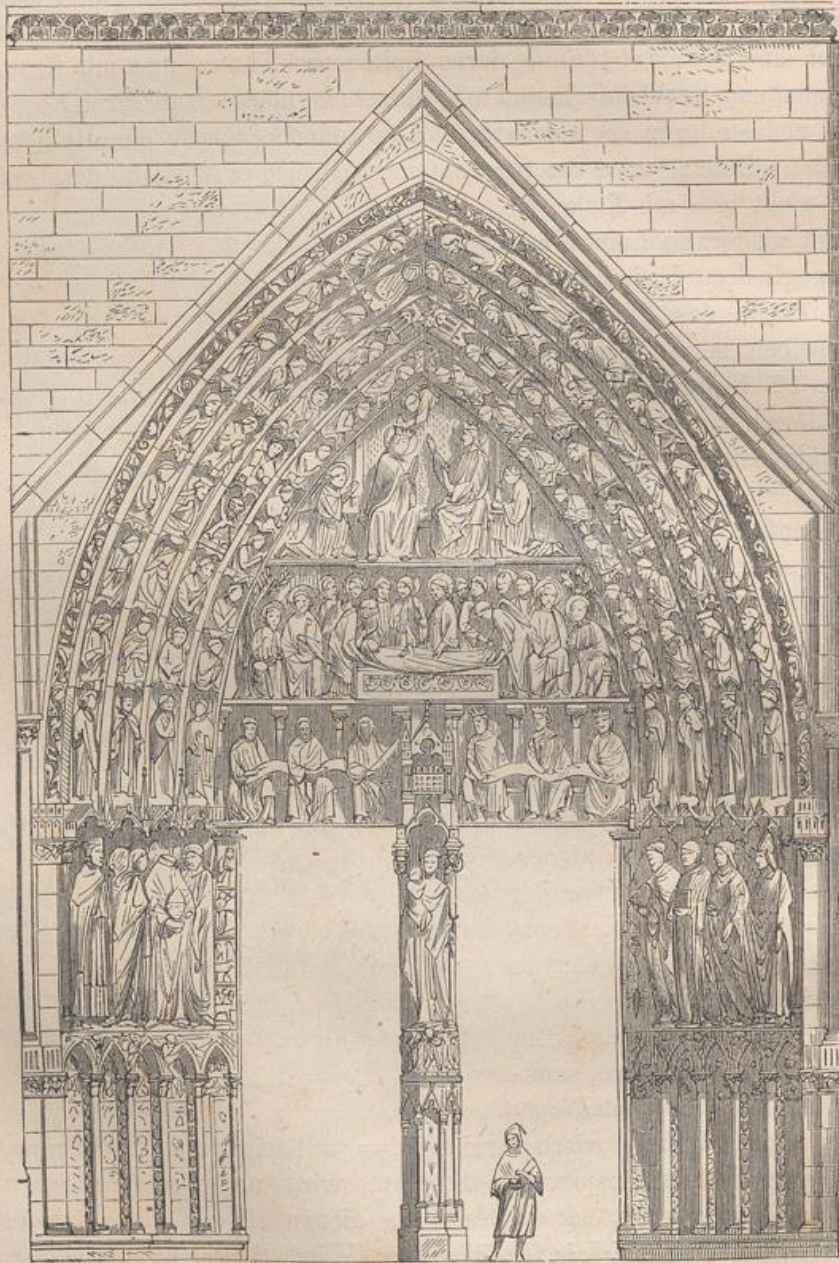


Fig. 88. Wimperge vom Kölner Dom.



5 m

Fig. 89. Portal an Notre Dame zu Paris.

Giebel, dessen Fläche durch Stabwerk detaillirt, dessen Kanten durch Krabben besetzt sind, und auf dessen Gipfel eine Kreuzblume prangt. Dazu kommt, dass gewöhnlich die Dachgesimslinie durch eine freistehende, aus Masswerk gebildete *Galerie* bekrönt wird. Von diesen Galerien geben die Fig. 87 (Dom zu Halberstadt) und Fig. 113 (Kirche zu Kuttenberg) mehrfach Anschauung.

Noch reicher und prachtvoller als in romanischer Zeit werden die grossen spitzbogigen *Portale* ausgebildet (Fig. 89), indem ein mannichfacher Wechsel von vortretenden und eingekehlten Gliedern ihre Wandungen belebt, die zugleich durch Statuetten von Heiligen auf Consolen und unter Baldachinen ausgefüllt sind. Auch das Tympanon wird oft mit bildlichen Darstellungen versehen. Wegen der weiteren Spannung des Bogens wird bei grossen Portalen oft ein Pfeiler in die Mitte gestellt und also ein doppelter Eingang gewonnen.

Besonders grossartig sind in dieser Zeit oft die *Thurmanlagen*. Häufig finden sich im Westen zwei gewaltige viereckige Thürme, die oben in's Achteck übergehen und bisweilen in einer Spitze von durchbrochenem Maasswerk enden, durch einen Zwischengiebel verbunden. So an den Domen zu Magdeburg, Strassburg und Köln. (Fig. 90). Dies ist unbedingt die schönste, den Organismus des Ganzen am besten aussprechende Form. Nicht minder oft ist jedoch selbst bei grossen Hauptkirchen nur ein Thurm vorhanden, wie an den Münstern zu Ulm und Freiburg, der Martinskirche zu Landshut, den Marienkirchen zu Reutlingen, zu Danzig u. s. w. Dagegen fallen von nun an meistens die Thürme auf der Ostseite oder an den Kreuzflügeln, so auch auf der Durchkreuzung weg, und nur bisweilen flankiren zwei kleinere Thürme das Kreuzschiff oder den Chor wie zu Freiburg, Reutlingen, Ulm. Auf dem Kreuz findet sich besonders bei Stifts- oder Kapitelkirchen wohl ein sogenannter *Dachreiter* (Fig. 90). An den Thürmen spricht sich ebenfalls das Constructions-Princip der Gothik deutlich aus. Wenn der romanische Styl auch hier seine massenhafte Maueranlage festhielt, ja dieselbe auf's Höchste steigerte, so bildet der gothische Styl seine Thürme aus kräftigen Strebmassen, zwischen welchen minder starke, durch grosse und weite Fenster durchbrochene Mauerflächen liegen. Die Strebepfeiler entwickeln sich an den reicheren Beispielen dieser Art nach oben als selbständige Fialen mit schlanken Spitzen.

Haben wir in Vorstehendem die Grundzüge des gothischen Systems mit besonderer Rücksicht auf die grossartigsten Anlagen dargelegt, so bleibt nur noch zu bemerken, dass nicht bloss im Grundriss,



Fig. 90. Kölner Dom.

sondern auch im Aufbau und der Durchbildung grosse Verschiedenheit herrscht. So sind die fünfschiffigen Anlagen, vollends mit ausgebildetem dreischiffigem Querhaus, nur selten zur Ausführung gekommen. Das dreischiffige Langhaus ist auch in der gothischen Zeit die Regel. Eine Vereinfachung tritt dann namentlich in der Chorentwicklung ein. Meistens wird der Chor dem Mittelschiff als mehr oder minder ausgedehnter Bau vorgelegt, was namentlich in Kloster- und Stiftskirchen die Regel ist. Umgänge um den Chor sind also, namentlich in Deutschland, auch jetzt die Ausnahme. Die Seitenschiffe schliessen häufig rechtwinklig; doch bisweilen haben auch sie einen Polygonschluss, der dann oft mit dem Hauptchor, wenn man auf die Verlängerung des letzteren wie z. B. in einfachen Pfarrkirchen verzichtete, eine lebendig wirkende Gruppe bildet. So z. B. in der Wiesenkirche zu Soest (Fig. 91). Namentlich aber wird in den meisten Fällen ein Querhaus gänzlich aufgegeben, so dass dasselbe in Deutschland während der gothischen Epoche weit seltener auftritt als in der romanischen Zeit.

Was die Vorhallen betrifft, so werden sie im gothischen Kirchenbau oft zu grossartigen Anlagen entwickelt. Ist ein einzelner Westthurm vorhanden, so enthält er meistens die Vorhalle, wie an den Münstern zu Freiburg und Ulm. Bei doppeltem Thurmsystem tritt die Vorhalle zwischen die beiden Thürme wie am Dom zu Köln. Manchmal wird eine besondere Vorhalle dem Portalbau selbständig vorgelegt; so in reicher Ausbildung an der Südseite des Doms zu Magdeburg. Originelle aus dem Dreieck komponirte Vorhallen besitzen die Dome zu Regensburg und zu Erfurt.

Endlich ist noch zu bemerken, dass in Deutschland nun auch während der gothischen Epoche die Anlage dreier gleich hoher Schiffe allgemeiner aufgenommen wird. Darüber unten das Nähere.

Dies sind in Kürze die Grundzüge des gothischen Styles; die unterscheidenden Merkmale der verschiedenen Epochen sollen nun mit wenig Worten folgen. Auch hier sind die Zeitbestimmungen nur annähernd gegeben, und es muss bemerkt werden, dass gerade in der Gothik die mannigfachste Verschiedenheit in Beziehung auf rasches

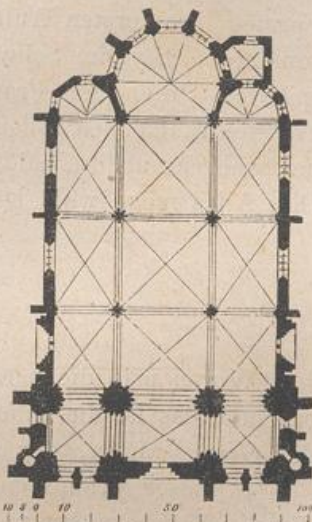


Fig. 91. Grundriss der Wiesenkirche zu Soest.

oder langsames Fortschreiten bei den einzelnen Volksstämmen sich findet. Denn viel leichter war es dem romanischen Style, sich auszubreiten, da die Annahme des Christenthums auch das Aufnehmen des einzigen damals im Abendlande bestehenden kirchlichen Styles zur nothwendigen Folge hatte. Die Gothik dagegen war eine Neuerung, eine höchst eigenthümliche Fortentwicklung der früheren Formen, die von einem Punkte ausgegangen, an manchen Orten lange gegen die einmal übliche alte Bauweise zu kämpfen hatte. Wenn wir im Folgenden die Perioden mit Jahreszahlen bezeichnen, so geschieht das also nur im Ungefähr. In manchen Gegenden hatte die Gothik schon ihre blühendste Zeit erreicht, während sie in andern noch die herben Formen ihres ersten Auftretens übte und anderwärts gar noch der romanische Styl im Schwunge war. Gewisse Anlagen, z. B. die der späteren Orden der Franziskaner und Dominikaner, die sich der grössten Einfachheit befleissigen, behielten die strengen Formen lange bei, während andere bald dem fortschreitenden Geschmacke huldigten. Dies Alles möge wohl beachtet werden.

Erste Epoche.

(1225 – 1300)

Woran man die verschiedenen Zeiten der Gothik am sichersten erkennt, das ist die Bildung des *Fensterstabwerks* und *Maasswerks*, der *Gewölbstützen*, der *Gewölbrippen* und des freien *Ornamentes*.

In dieser primitiven Anwendung des gothischen Styls sind die *Fensterpfosten* zuerst noch durch einfache Abschrägungen gebildet (Fig. 92), deren Profil in *a* dargestellt ist; der obere Abschluss wird dann in der Regel durch einen Fünf- oder Sechspass (bei *b*) hergestellt und der Bogen (bei *a*) durch eine dekorirte Einfassung umrahmt. In weiterer Entfaltung werden die Pfosten (vgl. Fig. 73) als *Rundsäulchen* gebildet und haben oben, wo sie in den Bogen übergehen, Kapitäle, die oft noch romanische Verzierungen tragen (Fig. 73). Das Maasswerk besteht ebenfalls aus *runden* Fortsetzungen der Pfosten und wird aus den einfachsten Formen zusammengefügt. Meistentheils bildet der Kern desselben einen grossen Kreis, in welchen Speichenwerk oder Vielpässe construirt sind (Fig. 73). Alle diese Formen deuten noch auf romanische Zeit hin und haben oft etwas Unbeholfenes. Auch kommen die grossen *Rosen* oder *Radfenster* über den Westportalen noch vor. Bei breiten Fenstern werden aber schon kräftigere, aus Bündelsäulen, und schwächere, aus einfachen Säulchen

bestehende Pfosten angewandt, so dass jene, ehemals die „alten“ Pfosten genannt, die Haupteintheilung angeben, welche von diesen den „jungen“ Pfosten, wiederum zerlegt wird (Fig. 93, vgl. Fig. 73.)

Die Pfeiler sind überwiegend Rundpfeiler, an welche sich zunächst vier kräftige Dreiviertelsäulen für die Arkadenbögen (Scheidbögen) und die Querrippen der Gewölbe anlegen.

Zwischen diese werden dann noch vier andere, schwächere für die Unterstützung der Kreuzrippen gestellt (Fig. 94). Diese Gewölbträger werden mit dem ehemals gebrauchten Worte

Dienste benannt; jene stärkeren heissen „alte“,

diese schwächeren „junge“ Dienste. Doch kommen bei einfacheren Bauten auch Rundpfeiler ohne Dienste vor, oder die jungen Dienste setzen oben in halber Höhe auf Consolen auf. Auch sind wohl alle Dienste gleich stark, oder noch mehr als acht Dienste vorhanden.

Eine weitere Entwicklung erfuhr der Pfeiler dadurch, dass man die Dienste allein hervortreten liess und die dazwischen liegenden

Theile des Pfeilers auskehlte (Fig. 95, 96, 97). Die Basis des Pfeilers wird nun ein achteckiger oder sonst polygoner Sockel, von welchem sich die einzelnen Dienste mit besonderen polygonen Sockelgliedern erheben. Schmale Bänder, Nachklänge der attischen Basis, verknüpfen die beiden Sockeltheile mit einander und mit dem Pfeiler und seinen Diensten (Fig. 97).

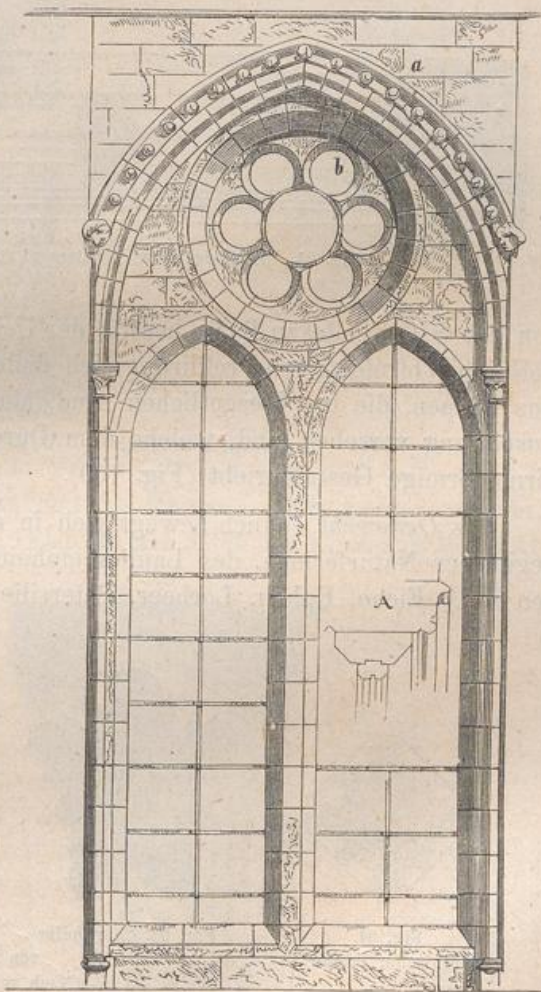


Fig. 92. Frühgothisches Fenster.

Die *Gewölbrippen* sind ebenfalls noch oft rund profilirt; die Querrippen und Arkadenbögen werden oft, da sie stärker sein müssen, aus mehreren runden Gliedern gebildet, welche zuerst noch an die rechtwinklige Grundform der romanischen Gurtbögen sich lehnen. So in Fig. 98 von der Kathedrale zu Tours, während in Fig. 99



Fig. 93. Grundriss eines Fensters zu Obermarsberg.

von der S. Chapelle zu Paris bereits der Uebergang zu der eigentlich gothischen birnförmigen Profilirung sich findet. Diese besteht nämlich aus Rippen, die im Wesentlichen rund, aber in der Mitte mit einer Zuspitzung versehen sind, welche dem Durchschnitt eine herz- oder birnenförmige Gestalt giebt (Fig. 100).

Das *Ornament* endlich bewegt sich in einer strengen Auffassung gegebener Naturformen, des Laubes einheimischer Bäume und Pflanzen z. B. Eiche, Epheu, Lorbeer, Petersilie und dergl.



Fig. 94.
Gothischer Pfeiler.



Fig. 95. Chorpfeiler



Fig. 96. Schiffs Pfeiler

von Zwettl.
(Nach von Sacken.)

In Deutschland sind die Werke dieser Epoche nicht häufig. Wir nennen das Schiff von S. Gereon zu Köln, die Liebfrauenkircke zu Trier, die Elisabethkirche zu Marburg, die ehemalige Cisterzienserkirche zu Marienstatt im Nasaischen, die Chöre der Dome zu Magdeburg, Meissen und Köln, wie der Abteikirche zu Altenberg bei Köln, die Schiffe der Münster zu Strassburg und

Freiburg, der Dome zu Halberstadt und Minden, die Katharinenkirche zu Oppenheim, die Prediger- und die Barfüsserkirche

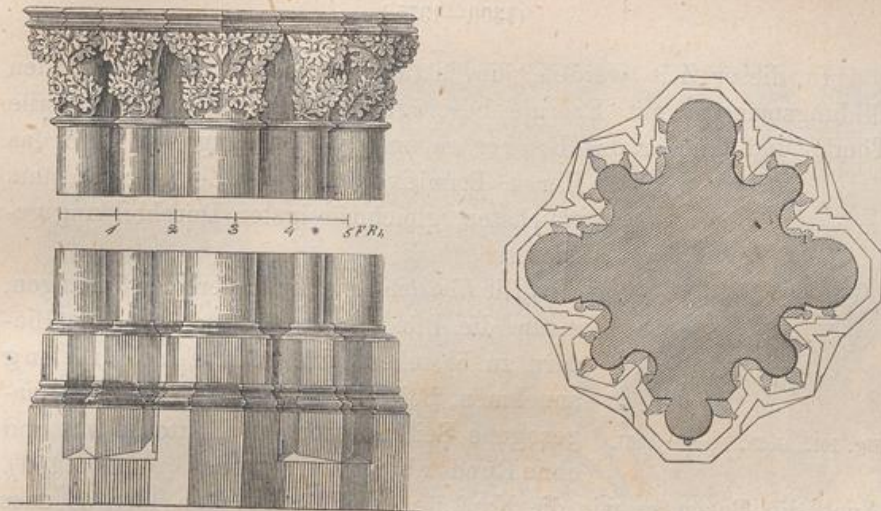


Fig. 97. Vom Kölner Dom.

zu Erfurt, das Langhaus und die Thürme von S. Lorenz zu Nürnberg, den Dom zu Regensburg, das Schiff der Kirche zu Ruffach

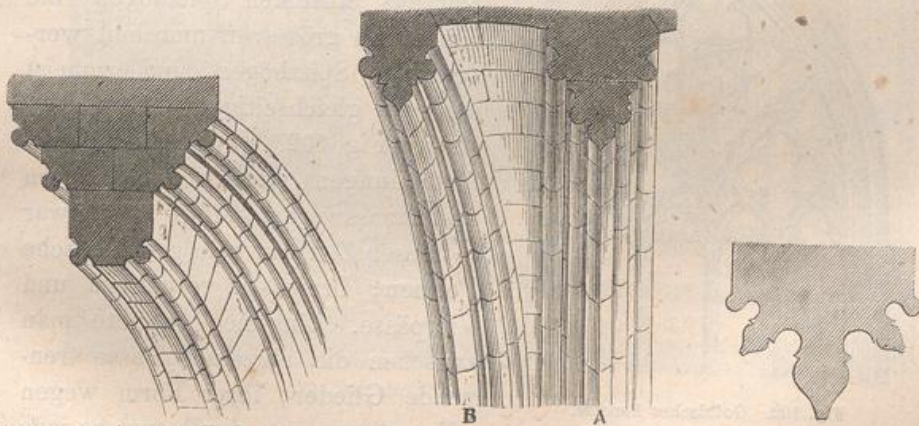


Fig. 98. Gurtprofil an der Kathedrale zu Tours. 1240.

Fig. 99. Gurt- und Rippenprofil an der S. Chapelle zu Paris. 1250.

Fig. 100. Ausgebildetes Gurtprofil.

und der Martinskirche zu Colmar, das Münster S. Georg zu Schlettstadt, die Dominikanerkirchen zu Esslingen und Regensburg, die Marienkirche zu Reutlingen.

Zweite Epoche.

(1300—1375.)

In dieser Zeit werden die letzten Anklänge des romanischen Bildungsprincips mit Energie beseitigt, dem neuen Elemente alle Theile und Glieder des Bauwerkes unterworfen; zugleich wird das Herbe, Primitive der ersten Zeit zur edelsten, weichsten, gleichmässigsten Durchbildung gemildert.

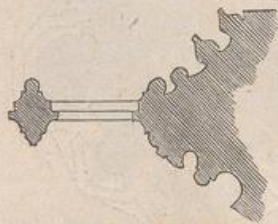


Fig. 101. Goth. Fensterprofil.

Auch die Basen so wie die Kapitäle der Pfosten fallen fort, so dass diese wie schlanke Stämme unmittelbar aus der Fensterbankaufschüssen

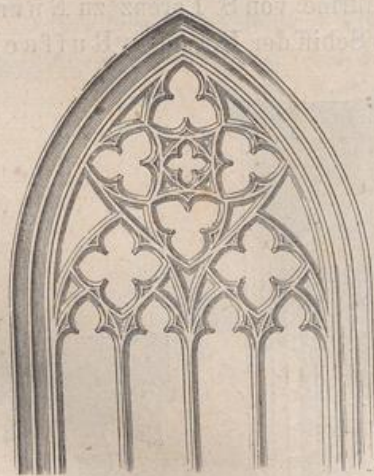


Fig. 102. Gothisches Fenster.

und oben sich in die ähnlich profilirten Figuren des Maasswerks verzweigen. Letzteres besteht in dieser Zeit aus einzelnen Spitzbögen, die von einem grösseren umrahmt werden; die Spitzbögen sind zumeist aus dem gleichseitigen Dreieck construirt (Fig. 102.) In diese einzelnen Abtheilungen werden die Figuren des Maasswerks gefügt und zwar in dieser Zeit nur rein geometrische Formen; Dreipässe vorzüglich und Vierpässe. Zugleich spannte man zwischen die einzelnen Pässe trennende Glieder, ihrer Form wegen „Nasen“ genannt, durch welche jede Figur des Maasswerks selbständig sich löste (Fig. 103).



Fig. 103. Nase.

Die Pfeiler behalten ihre frühere Grundform, doch fangen sie allmählich an, dieselbe immer reicher zu entwickeln und durch mannichfaltigen Wechsel scharf vorspringender und tief eingekehlter Glieder zu beleben. Die Gewölbrippen bilden

Die Fenster erhalten andere Profilierungen, indem die Pfosten, anstatt aus runden Gliedern zu bestehen, eine straffere Bildung annehmen, bei welcher beide kehlenartig eingezogene Seiten durch ein Plättchen mit und ohne Rundstab begränzt werden (vgl. Fig. 101).

und oben sich in die ähnlich profilirten Figuren des Maasswerks verzweigen. Letzteres besteht in dieser Zeit aus einzelnen Spitzbögen, die von einem grösseren umrahmt werden; die Spitzbögen sind zumeist aus dem gleichseitigen Dreieck construirt (Fig. 102.) In diese einzelnen Abtheilungen werden die Figuren des Maasswerks gefügt und zwar in dieser Zeit nur rein geometrische Formen; Dreipässe vorzüglich und Vierpässe. Zugleich spannte man zwischen die einzelnen Pässe trennende Glieder, ihrer Form wegen „Nasen“ genannt, durch welche jede



Fig. 104. Stephansdom in Wien. Inneres.

den birnförmigen Durchschnitt immer klarer und elastischer aus, und dasselbe Motiv in reicher Zusammensetzung herrscht auch an den breiten Scheidbögen der Arkaden.

Das *Ornament* erreicht in dieser Zeit die höchste Schönheit und verbindet edle Freiheit der Behandlung mit einer Naturnachahmung, die jedoch dem Princip architektonischer Gliederung keinen Abbruch thut.

Deutschland ist reich an Werken dieser Epoche. Zu den bedeutendsten gehören die Chöre des Münsters zu Aachen und des

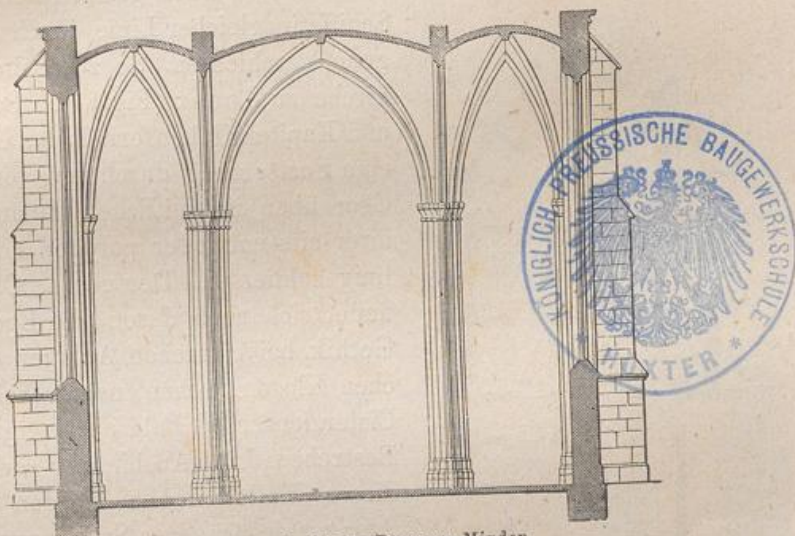


Fig. 105. Querschnitt des Doms zu Minden.

Domes zu Prag, der Dom zu Frankfurt am Main, die Bartholomäikirche zu Kolin, das Schiff der Abteikirche zu Altenberg, das Münster zu Weissenburg im Elsass, die Abteikirche zu Salem, die elegante Kirche zu Nabburg, mit östlichem und westlichem Chor, das Langhaus der Stephanskirche in Wien (Fig. 104) u. a. m.

Die Anlagen von gleich hohen Schiffen, (*Hallenkirche*) die um diese Zeit in Westfalen und überhaupt in den nördlichen Gegenden Deutschlands aufkommen, bald aber auch im südlichen Deutschland Aufnahme finden, bringen manche Modification mit sich. Der Charakter der Kirche wird mehr ein *hallenartiger*, das System einfacher, übersichtlicher (vergl. den Querschnitt des Doms zu Minden unter Fig. 105). Doch blieb das hohe Dach für das Aeussere ein Uebelstand, den die Anordnung von Galerien und von mehreren

seitlichen Giebeln nur theilweise verdeckt. Die *Pfeiler* werden nun zu schlanker Höhe hinaufgeführt und schliessen oben mit einem Kämpfergesimse, zu welchem für die Dienste noch ein Kapital hinzukommt. Ihre Basis ist die polygone; doch erhalten häufig, wie überhaupt in dieser Zeit, die Dienste auf jener allgemeinen Basis noch besondere polygone Untersätze. Die *Fenster* werden bedeutend verlängert, und die Pfosten oft in der halben Höhe der grösseren Festigkeit wegen durch ein galerieartiges Maasswerk verbunden.

Der *Chorschluss* ist verschieden, meistens je nach der Bestimmung der Kirchen. Bei blossen Pfarrkirchen werden grossentheils die drei

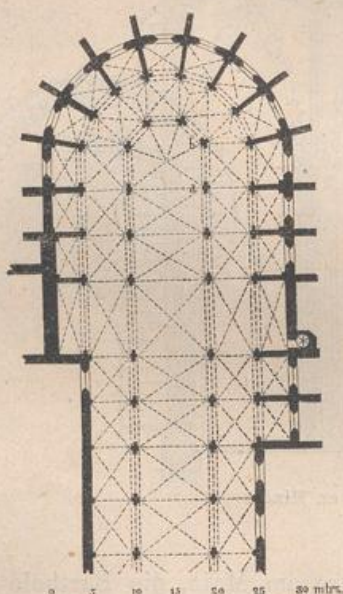


Fig. 106. Kirche zu Zwettl. Grundriss.

Schiffe in gleicher Linie durch drei Polygone geschlossen. So z. B. die Wiesenkirche zu Soest (Fig. 87). Bei Kloster- und Kapitelkirchen erhält das Mittelschiff eine Fortsetzung durch den verlängerten Chor über die seitlichen hinaus, welche ihrerseits entweder polygon oder geradlinig schliessen. Der gerade Chorschluss findet sich noch durch alle Epochen der Gothik bei einfachen Anlagen oder manchen Klosterkirchen, namentlich bei den Cisterziensern. Bald aber zeigt sich das Bestreben, in Ausbildung des Chores dieser Hallenkirchen es den reichsten Anlagen des früheren Systems wo möglich noch zuvorzuthun. Bei S. Stephan in Wien beschränkt man sich noch auf gleiche Verlängerung der Nebenchöre, die mit dem Hauptchor in derselben Linie durch selbständige Polygonschlüsse aus-

gezeichnet sind. Weit grössere Wirkung erreicht man aber durch Aufnahme des Chorungangs in das Schema der Hallenkirche, wo dann die luftige Höhe, das reiche Licht, die ansehnliche Weite dieser Räume sich zu edelstem Eindruck verbinden. So der Chor von S. Sebald zu Nürnberg, wo der dreiseitig aus dem Achteck geschlossene Chor einen siebenseitigen Umgang hat. Später nahm auch S. Lorenz diese Anlage auf. Bisweilen bereichert sich dieselbe noch durch Hinzufügung eines niedrigen Kapellenkranzes, der zwischen die Strebe-
pfeiler eingebaut wird. So in der Cisterzienserkirche zu Zwettl, deren Grundriss in Fig. 106 durch den Querschnitt (Fig. 107) seine volle

Erklärung findet. Eins der schönsten Beispiele dieser reichsten Form bietet die H. Kreuzkirche zu Gmünd. In späterer Zeit ist diese Ausbildung des Grundrisses namentlich in Süddeutschland mit Vorliebe angewandt worden; so in S. Kilian zu Heilbronn, S. Georg zu Dinkelsbühl, S. Michael zu Schwäb. Hall u. a. m.

Die früheste gothische Hallenkirche in Deutschland ist die Elisabethkirche zu Marburg (Fig. 109), deren Erbauung noch in die

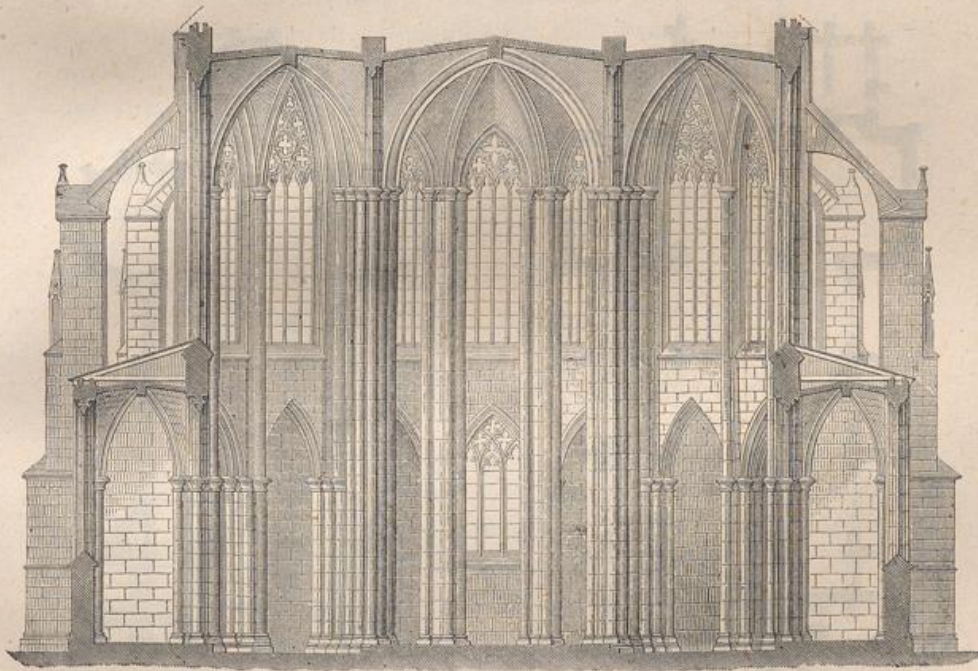


Fig. 107. Kirche zu Zwettl. Durchschnitt.

erste Epoche fällt. Nicht viel später wird das Schiff des Doms zu Minden sein, dessen schon oben gedacht wurde. Wir geben zur Vergleichung die Grundpläne beider Kirchen unter Fig. 108 und 109, wobei der weite, freie Pfeilerabstand der Mindener Kathedrale gegen die enge, dichte Stützenstellung der Marburger Kirche merkwürdig absticht. Der zweiten Epoche gehören unter anderen das Langhaus des Doms zu Meissen, der Chor von S. Stephan zu Wien, die S. Lamberti- sowie die Liebfrauenkirche zu Münster. In gegenwärtiger Periode noch die Minderzahl bildend, nehmen in der folgenden diese

Kirchenanlagen so sehr überhand, dass sie jene ursprünglichen beinahe verdrängen.

Diese *Hallenkirchen* sind eine bürgerlich-verständige, praktische Umwandlung, welche das gothische Princip in Deutschland erfahren hat. Denn während diese Form in Frankreich und England fast gar

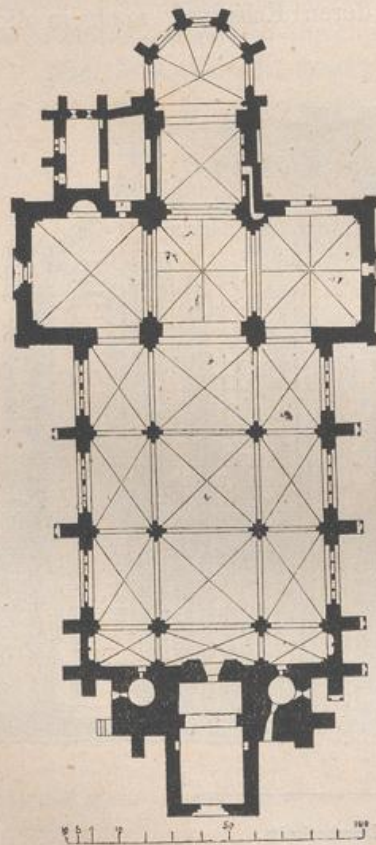


Fig. 108. Dom zu Minden.

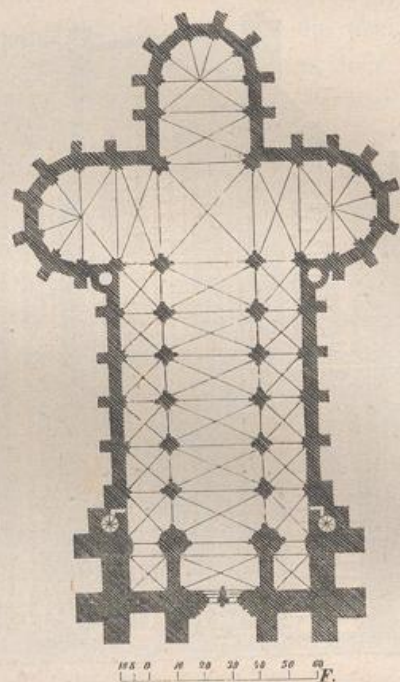


Fig. 109. Elisabethkirche zu Marburg.

nicht vorkommt, befolgen die gothischen Kirchen Deutschlands wohl der Mehrzahl nach diese Anlage. Brauchbarer für gottesdienstliche Zwecke, weil sie weitere Pfeilerabstände begünstigt, den Blick auf Altar und Kanzel erleichtert und eine möglichst grosse Anzahl von Menschen in gleichartigen Räumen umfasst, ist die Hallenkirche in künstlerischer Hinsicht eine Verflachung des vielfach gegliederten, reich abgestuften gothischen Systemes, bringt es aber oft in Innern zu Wirkungen von grossartiger Freiheit, Kühnheit und Schönheit.

Hier sei die Bemerkung eingeschaltet, dass gewissen Orden einzelne Einrichtungen in den Kirchenanlagen gemein waren. Schon in romanischer Zeit zeichneten die Benediktiner sich durch prachtvolle Thurmanlage und reiche Chorschlüsse aus, während die Cisterzienser nur einen Dachreiter auf dem Kreuz errichteten und den geraden Chorschluss vorzogen (Klosterkirchen zu Riddagshausen bei Braunschweig, Loccum bei Hannover, Marienfeld im Münsterland, Maulbronn in Schwaben). In gothischer Zeit waren es die Prediger- und Bettelorden, Dominikaner und Franziskaner, die grosse einfache Anlagen, oft von hoher Schönheit der Verhältnisse, liebten und sich ohne Kreuzschiff mit einem kleinen Dachreiter begnügten.

An den einfacheren Anlagen dieser Zeit findet man noch vielfach die strengeren Formen der ersten Epoche in Pfeiler- und Fensterbildung.

Dritte Epoche.

(1375—1525.)

Man kann den Styl dieser Epoche als einen *decorativen* bezeichnen, um damit auszudrücken, dass die Architektur in dieser Zeit immer weiter darin geht, den strengen gesetzmässigen Ausdruck des inneren Lebens zu lockern und eine willkürlichere Behandlungsweise der Formen eintreten zu lassen. Dadurch ändert sich bald nicht bloss die äussere Erscheinung, sondern auch der innere Gehalt der Werke. Man hat jetzt schon den Sinn für feinere Gestaltung und organische Belebung eingebüsst; während man das Einzelne im Auge hat und zum Theil in einer decorativen Ueberschwänglichkeit ausbildet, geht der Zusammenhang verloren, und das Ganze fällt einer immer grösseren Nüchternheit anheim. Freilich giebt es innerhalb dieser langen Epoche manche Abstufungen, wie denn in manchen Gegenden der Verfall länger auf sich warten lässt, in anderen übereilt hereinbricht. Besonders seit 1450 etwa tritt ein solcher Wendepunkt ein. Vielfach wird noch Grosses entworfen und ausgeführt, aber in einem durchweg mehr nüchtern verständigen, specifisch bürgerlichen Sinne.

Auf freiere, weitere Abstände der Pfeiler richtete man vornehmlich den Sinn. Dadurch wurden recht lichte, hallenartige Räume gewonnen; aber das rege, feste, wechselvolle Leben der Glic-

der ward gelockert. Die *Pfeiler* haben selten die klare, gesetzmässige Form der früheren Epoche; statt ihrer kommen nüchterne Rundpfeiler, oder polygone, manchmal mit concaver Einziehung der Seiten immer allgemeiner in Brauch. Auserdem findet man mancherlei wunderlich complicirte Pfeilerbildungen. Die *Socket* schrumpfen zusammen und

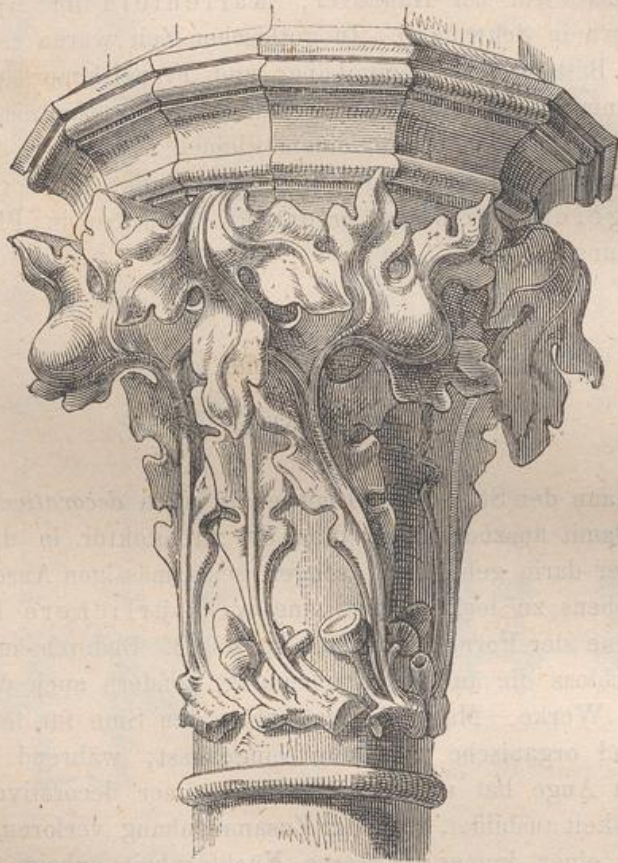


Fig. 110. Spätgothisches Kapital. Esslingen.

variiren in verschiedenen Formen. Die *Kämpfer* oder *Kapitäl*e werden oft ganz fortgelassen, so dass die Gewölbrippen unmittelbar aus dem Pfeilerkern sich verzweigend aufschliessen.

An den Gewölben treten das *Sterngewölbe*, sowie *Netzgewölbe* in den mannichfachsten Verschlingungen auf. (vergl. die Gewölbe im Schiff von S. Stephan zu Wien, Fig. 104.) Auch dadurch wird schon

der strenge organische Zusammenhang zwischen Pfeilern und Gewölben gemindert. Die Profile der Gewölbrippen lassen von der Straffheit und Elasticität der früheren Zeit nach und erfahren eine willkürlichere, flauere Behandlung. Wo Blattwerk an Kapitälern oder sonstwo vorkommt, erscheint es manierirt, theils zu mager und zu spitz, theils zu compact, bucklich und knollig, mehr einem brillanten Effect und dem Virtuositenthum des Meissels als der einfachen Schönheit dienend. (Fig. 110.)

Auch das *Fenstermaasswerk* bleibt nicht frei von den Einflüssen eines willkürlichen Formensinnes. Statt der streng constructiven



Fig. III. Fischblasenfenster.

Formen ergeht es sich jetzt mehr und mehr in decorativen, freigeschwungenen, unter denen die sogenannte *Fischblase*, eine Figur, in der schon ein willkürliches Biegen und Wenden des Stabwerks stattfindet, die Hauptrolle spielt. Die Wirkung dieser Fenster ist manchmal eine überaus reiche (vergl. Fig. 111 a), oft aber auch eine unharmonische und nüchterne, wie bei Fig. 111 b. In der letzten Zeit wird das Fenstermaasswerk noch willkürlicher, als früher. Ganz nüchterne Constructionen gewinnen die Ueberhand, verbunden mit Spielereien wie z. B. das Unterbrechen der Schenkel der einzelnen Pässe, das Durchkreuzen des Stabwerks, und Aehnliches. Dabei werden alle Glieder immer magerer gebildet und verlieren die kräftige, elastische Fülle der besten Zeit.

Eine besonders charakteristische Form ist der *Eselsrücken* oder *Kielbogen* (Fig. 112 a), ein nach auswärts geschweiffter Bogen, der

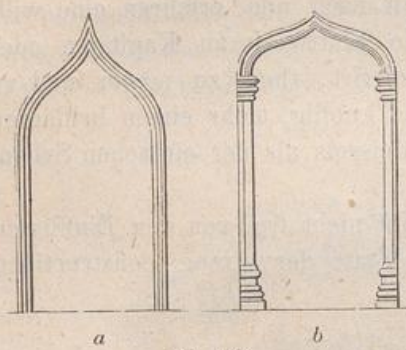


Fig. 112.

häufig an Fenster- und Portalbekrönungen vorkommt und dann oft mit Krabben besetzt wird. Auch der gedrückte, aus England stammende *Tudorbogen* (Fig. 112 b) findet sich bisweilen.

Die Verhältnisse der Schiffe zu einander werden grossentheils andere, indem man hauptsächlich nach möglichst hohen freien Räumen strebte. Bei Anlage von niedrigen Seitenschiffen bildete man diese oft so schlank und gab dem Hauptschiffe so wenig Steigung, dass seine Fenster theils blind wurden, theils eine hässliche, verkrüppelte Form erhielten. Die Wirkung des Ganzen wurde aber dadurch eine ungemein lichte, der Hallenkirche analoge. Die Hallenkirchen selbst verbreiteten sich wie gesagt immer mehr.

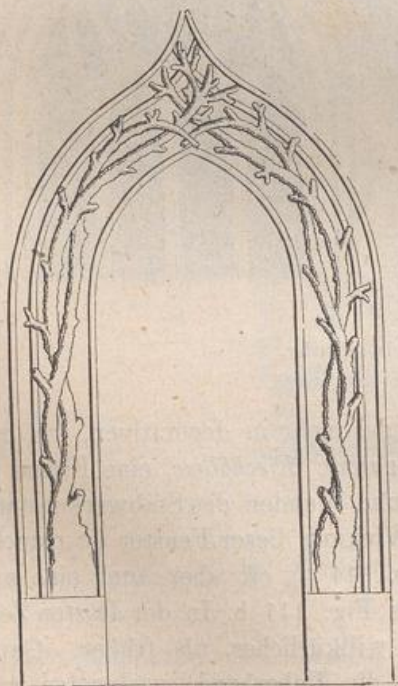


Fig. 113.

Die reicheren Choranlagen schwinden allmählich und fangen an, zu den Ausnahmen zu gehören. Am gewöhnlichsten ist der einfache dreiseitige Schluss aus dem Achteck. Selten kommt es vor, dass die Seitenschiffe um den Chor sich als Umgänge fortsetzen. Noch seltener sind Kapellenkränze. Doch finden sich beide Anlagen in dieser Zeit noch am häufigsten bei den Hallenkirchen im südlichen Deutschland. Dagegen werden die durch den Einbau der Strebepfeiler gewonnenen Kapellenreihen am Langhause häufiger. Das Kreuz-

schiff kommt ebenfalls immer mehr in Abnahme.

An den Stämmen kleinerer Säulen, an den Basen und Sockeln

der Pfeiler liebt man mancherlei bunte Muster, gewundene, gekreuzte, rautenförmige Stabverschlingungen, den Säulenschaft bildet man mit spiralförmigen Rinnen (*Kanellirungen*), und selbst an den Portalen lässt man wenigstens in durchschneidenden und sich kreuzenden Stäben dasselbe Recht der souveränen Willkür sich kund geben. Selbst zur spielenden Nachahmung des Astwerks der Bäume mit all ihren Zufälligkeiten verirrt sich die späteste Epoche der Gothik (vergleiche Fig. 112).

Die reichsten Beispiele der mannichfachen decorativen Formen des 15. Jahrh. zeigen besonders die *Tabernakel* und *Sakramentarien*, sowie die *Lettner*, *Kanzeln* und andere derartige Kleinwerke der Architektur.

Von den zahlreichen Werken dieser Spätzeit nennen wir den Chor des Münsters zu Freiburg, den Thurm des Doms zu Frankfurt am Main, die Münster zu Ulm und zu Bern, die Jakobskirche zu Rothenburg mit zwei östlichen Thürmen und ausser dem Hauptchor noch mit einem westlichen Chor versehen, ferner die Teynkirche zu Prag, den Dom zu Erfurt, die Stiftskirche zu Xanten, die Barbarakirche zu Kuttendorf (Fig. 114.)

Als *Hallenanlagen* dieser Epoche zeichnen sich aus die Frauenkirche zu Esslingen, die Chöre an S. Lorenz und S. Sebald zu Nürnberg, S. Kilian zu Heilbronn, S. Michael zu Schwäb. Hall, S. Georg zu Nördlingen und zu Dinkelsbühl, die Stiftskirche zu Stuttgart, die Peter- und Paulskirche zu Görlitz, die Wiesenkirche (S. Marien) zu Soest u. s. w.

Schliesslich dringen viele Formen der neu auftretenden „*Renaissance*“, d. h. der Wiederaufnahme antiker Formen, selbst im Geleite des Rundbogens in die Gothik hinein und erzeugen eine Zeit lang ein seltsames Gemisch, bis endlich die Gothik in Construction und Ornamentik völlig verklingt und vergessen wird.

VI.

Der deutsche Backsteinbau.

Im norddeutschen Tieflande, namentlich den Küstenstrichen an Nord- und Ostsee, sammt dem Niederrhein, den brandenburgischen Marken, östlich bis tief nach Preussen, südlich bis in Schlesien hinein, führte der Mangel an natürlichem Stein schon früh die Anwendung der gebrannten Ziegel, des Backsteines, herbei. Da indess die meisten dieser Gegenden erst im Laufe des 12. Jahrh. dem Christenthum unterworfen wurden, so nahmen sie diejenigen Architekturformen an, welche damals gerade im übrigen Deutschland herrschten, d. h. die spätromanische Bauweise, meistens mit einer Beimischung von Elementen der Uebergangsepoche. Für die Gesamtanlage und die Anordnung der Räume, für die Entwicklung des Aufbaues blieben die auch in den übrigen Gegenden maassgebenden Bestimmungen und Gewohnheiten in Kraft. Bei der Behandlung der *Details* dagegen musste die Beschaffenheit des Materiales nothwendig manche Umgestaltungen hervorrufen. Die wichtigsten unter diesen sind folgende.

In der *romanischen* Zeit bringt die Anwendung des Backsteins zunächst die Säulenbasilika in Abnahme, so dass nur ausnahmsweise, in der Klosterkirche zu Jerichow, eine solche vorkommt. In der Regel griff man, wie es die Natur der Sache mit sich brachte, zur Anwendung des *Pfeilers*, der indess bald mit Halbsäulen und andern Gliedern reicher ausgebildet wurde und früh — schon in den achtziger Jahren des 12. Jahrh., wie an der noch rundbogigen Klosterkirche zu Arndsee vom J. 1148 — die Ueberwölbung des ganzen Kirchengebäudes mit sich brachte. Die Deckgesimse der Pfeiler bleiben im Wesentlichen die auch im Hausteinbau üblichen, jedoch meist mit möglichster Vereinfachung der Glieder und ihrer Zusammensetzung.

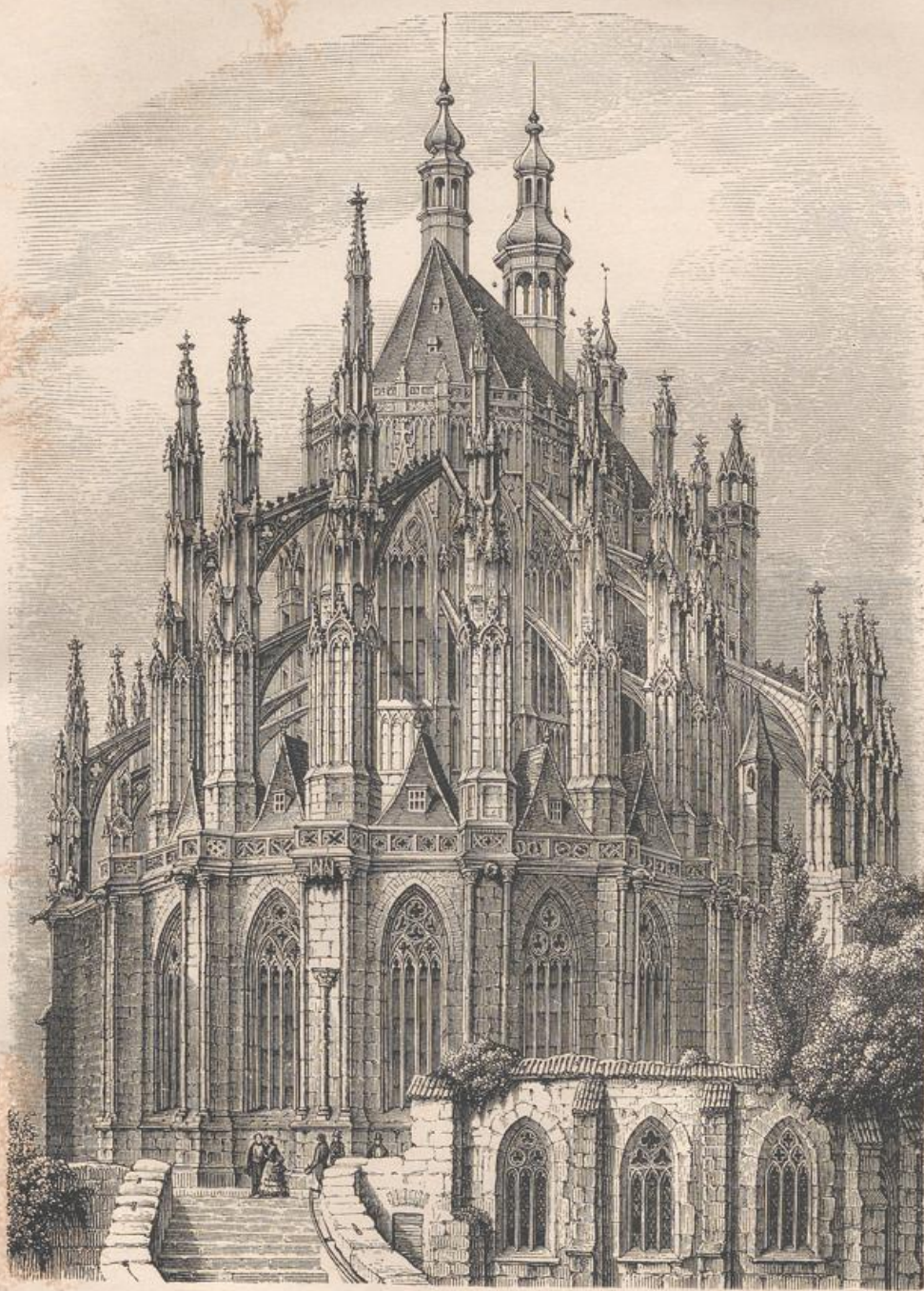


Fig. 114. Barbarakirche in Kuttenberg.

Am durchgreifendsten macht sich die Umwandlung der *Kapitäl*e, die namentlich an den Halbsäulen häufig zur Anwendung kamen, bemerklich. Man fusste auch hier auf der Form des Würfelkapitäles, aber anstatt durch Kugelabschnitte aus dem Kreise des Säulenschaftes in das Viereck der Deckplatte überzuleiten, bewirkt man im Backsteinbau diesen Uebergang durch Kegelabschnitte, so dass die Seitenfläche des Kapitäl's nicht aus Halbkreisen, sondern entweder aus *Dreiecken* (vgl. Fig. 114b), oder aus *Trapezen* (vgl. Fig. 115) sich bilden.

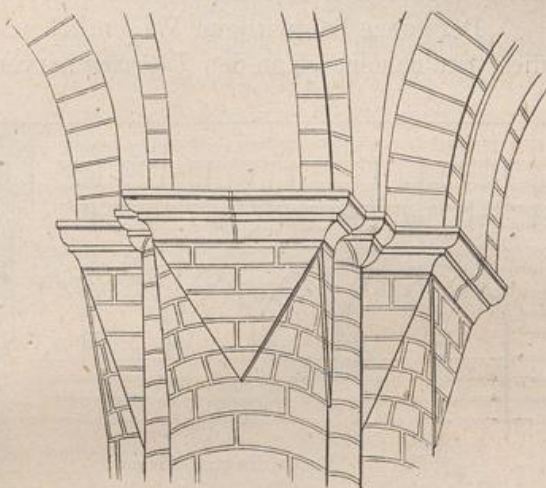


Fig. 114b. Kapital aus Ratzeburg.

Die *Ornamentik* dieser Bauten ist eine sehr geringe, da in der Regel die Hauptformen in schlichter Schmucklosigkeit gelassen werden. Bisweilen jedoch wendet man Kalk- oder Sandstein für diese ausgezeichneteren Theile an und bildet dieselben dann mit den dem romanischen Style eigenthümlichen Ornamenten aus; oder man brennt dergleichen in Thon, wobei dann aber das Relief als ein sehr flaches, fast mehr gezeichnetes als sculpirtes sich gestaltet.

Das *Aeussere* folgt im Princip der Flächengliederung durch Lisenen und Halbsäulen den auch anderweitig im Hausteinbau gegebenen Vorbildern. Auch die Bogenfriese bleiben sehr beliebt und werden aus verschiedenen Formsteinen einfacher oder reicher gestaltet, bald in Verbindung mit Consolengesimsen, bald mit einfacheren, durch übereck gestellte Steine (*Stromschicht*) hervorbrachten Gesimsen. Besonders häufig kommt neben dem einfachen

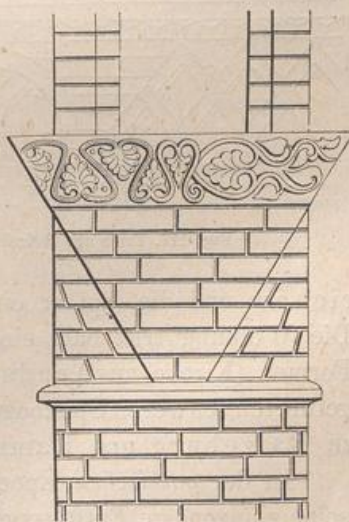


Fig. 115. Kapital aus Jerichow.

Bogenfries ein aus sich durchschneidenden Rundbögen zusammengesetzter (Fig. 116 und 117) vor; oder es wird ein rautenförmiger Fries angeordnet, dessen Fusspunkte auf Consolen ruhen (Fig. 117).

Der ganze Bau wird im Wesentlichen *massenhafter* gestaltet, und dies tritt namentlich an den *Thürmen* hervor.

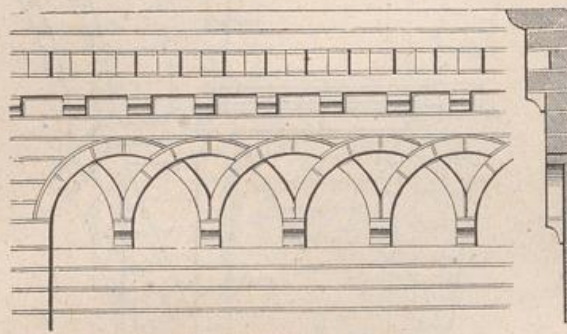


Fig. 116. Bogenfries aus Jerichow.

Die reicheren Thurmanlagen finden hier wenig Aufnahme, und in der Regel reducirt sich der Thurbau auf zwei verbundene oder auch auf einen einzelnen Thurm an der westlichen Façade. Die Gliederung der Flächen wird durch Lisenen, Blendbögen und Schallöffnungen bewirkt. Uebrigens bleibt das Aeussere gleich dem Innern meistens im Rohbau stehen, ohne Verputz oder Anstrich, obwohl sich auch Kirchen finden, deren Inneres auf feinem Bewurf ausgeführte Wandmalereien schmücken.

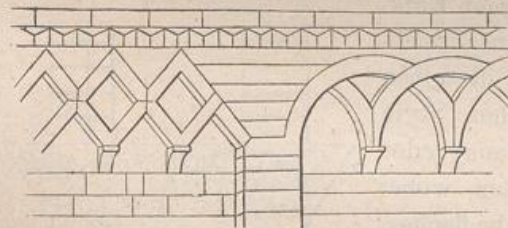


Fig. 117. Fries aus Ratzeburg.

Die Dauer des romanischen Styles in den Backsteingebäuden erstreckt sich bei späterem Beginn der Entwicklung bis zum Ende des 13. Jahrh. Man findet wenig flachgedeckte Basiliken, wie die Klosterkirche zu Jerichow und die (später eingewölbten) zu Dobrilugk und Oliva. Die Wölbung tritt bald ein, und zwar nicht lange in rundbogigen Formen (Kirche zu Arndsee), sondern fast unverzüglich im durchgeführten schweren Spitzbogen der Uebergangszeit, wie an den Domen zu Ratzeburg und Kammin, der Klosterkirche zu Zinna u. A.

In der *gothischen* Epoche erst erlebt der deutsche Backsteinbau seine glänzendste Entfaltung. Die Anlage der Kirchen im Allgemeinen folgt auch jetzt dem im übrigen Deutschland herrschenden System, und zwar entweder mit Anordnung niedriger Seitenschiffe und bisweilen mit reich entwickeltem Chorbau sammt Umgang und Kapellenkranz, oder — und zwar überwiegend — in der einfacheren Gestalt

Das Aeussere bleibt meistens im Rohbau stehen, ohne Verputz oder Anstrich, obwohl sich auch Kirchen finden, deren Inneres auf feinem Bewurf ausgeführte Wandmalereien schmücken.

Die Dauer des romanischen Styles in den Backsteingebäuden erstreckt sich bei späterem Beginn der Entwicklung bis zum Ende des 13. Jahrh.

Man findet wenig flachgedeckte Basiliken, wie die Klosterkirche zu Jerichow und die (später eingewölbten) zu Dobrilugk und Oliva.

der Hallenkirche. Mehr jedoch als in romanischer Zeit unterscheidet sich in dieser Epoche die Backsteinarchitektur durch eine weit massenhaftere Behandlung des Ganzen. Die Abstände der Pfeiler werden meist etwas weiter, die Fenster aber schmaler als im gothischen Hausteinbau, somit also die Mauerflächen ausgedehnter. Dadurch erhalten diese Bauten etwas Schweres, Derbes, der sonst oft so luftig und graziös aufsteigenden Gothik wenig entsprechend.

Im Einzelnen gestaltet sich besonders die Bildung der *Pfeiler* vielfach abweichend. Nur in der früheren Epoche werden dieselben wohl rund angelegt, mit oder ohne Dienste. Bald giebt man ihnen eine vier- oder achteckige Form, entweder einfacher Art, oder auch

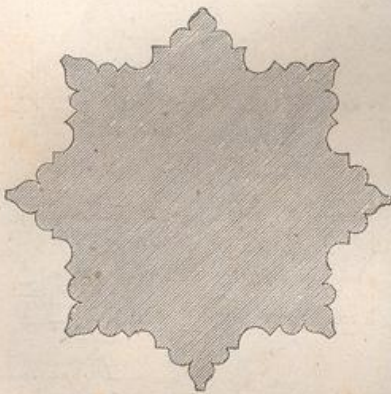


Fig. 118. Jakobikirche zu Rostock.

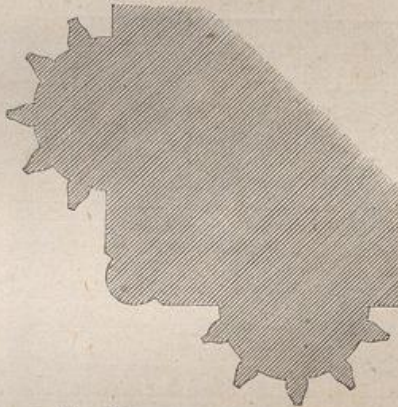


Fig. 119. Kirche zu Doberan.

in lebendigerer Gliederung durch Rundstäbe und birnförmig profilirte Dienste. So auf achteckiger Grundlage mit reichen Gliederungen an der Jakobikirche zu Rostock (Fig. 118), auf viereckiger mit vorgelegten gebündelten Diensten an der Kirche zu Dobberan (Fig. 119). In der gothischen Spätzeit tritt auch hierin die einfachere, nüchterne Form wieder auf. Ihre *Sockel* werden schlicht behandelt, und auch die Glieder der *Kapitäle* auf ein geringes Maass künstlerischer Durchbildung zurückgeführt. Die *Kapitäle* selbst sind meist unverziert, nur in der früheren Zeit des Styles giebt man ihnen wohl ein Laubornament und bildet sie manchmal entweder aus Haustein oder aus Gipsmasse. Auch die *Scheidbögen* erhalten eine weniger straffe, elastische Profilirung, da sie meist durch Rundstäbe und Hohlkehlen, in späterer Zeit sogar durch blosse Auskantungen gegliedert werden.

Die *Fenster* haben statt der schrägen eine rechtwinklige Wandung,

meist ohne alle weitere Profilierung, nur an den Ecken nach aussen und innen mit einem Rundstabe eingefasst. Ihre Breite wird nach dem Vorgange des Hausteinbaues durch Pfosten getheilt, die aber eine plumpe, schwerfällige Behandlung zeigen und nur in der Frühzeit der Gothik in ein aus wenigen schlichten Formen zusammengesetztes Maasswerk auslaufen. Meistens, besonders in späterer Zeit, fehlt das Maasswerk gänzlich, und die Pfosten laufen hinauf, bis der Fensterbogen höchst unorganisch ihrer Bewegung ein Ziel setzt.

An den *Gewölben*, die meistens verputzt und wohl auch mit Malereien geschmückt wurden, tauchen bald die Formen des *Stern-, Netz-*

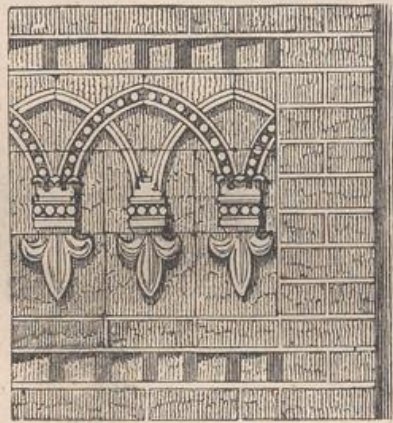


Fig. 120. Von der Dominikanerkirche zu Krakau.

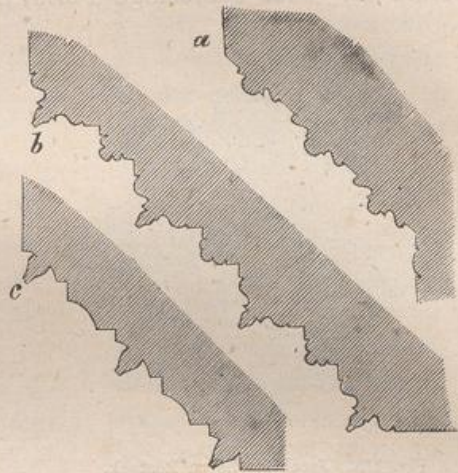


Fig. 121. Portalprofile.

und *Fächer*gewölbes auf, so dass gerade hier eine in's Decorative ausartende Bauweise sich ziemlich frei ergeht.

Das *Aeusserere* ist noch mehr massenhaft behandelt als das Innere. Das Strebesystem wird vereinfacht, die Strebebögen, die Fialenbegrönungen und all' die zierlichen Formen des Hausteinbaues fallen fort. Sehr häufig werden selbst die Abstände zwischen den Strebepfeilern in's Innere hineingezogen und als Kapellen verwendet, wodurch die Monotonie der unverzierten, schwach gegliederten Mauermasse noch auffallender wird. Dagegen liebt die spätere Epoche allen Flächen eine reiche decorative Ausstattung zu geben, indem sie mannichfache, in Thon gebrannte und bunt glisirte Friese und Ornamente überall verschwenderisch ausbreitet. Doch hat dieser teppichartige Schmuck keinen tieferen Zusammenhang mit der Architektur, der er bloss aufgeheftet erscheint. In malerischer

Hinsicht ist freilich die Wirkung oft eine recht lebendige. Als Abschluss der Mauern ist ein spitzbogiger Fries meist mit durchschneidenden Bögen (Fig. 120) beliebt.

Muss sich der Backsteinbau an allen vorspringenden Gliedern in der Stärke des Profils aus constructiven Gründen mässigen, so entfaltet er dagegen gern einen reichen Wechsel von Formen an den Portalwänden, um so mehr, als bei der beträchtlichen Dicke der Mauern eine Belebung und Gliederung der tief hineingehenden Wände doppelt wünschenswerth erscheinen musste. Da hier die gefügte Natur des Materials einen grossen Reichtum von Formen in den verschiedensten Zusammensetzungen ermöglichte, so beobachtete man nur in einer gewissen rhythmischen Wiederkehr des Hauptmotivs ein strengeres architektonisches Gesetz. Wir geben unter Fig. 121 einige solcher Profile, unter *a u. c* einfachere von der Marienkirche zu Rostock, unter *b* ein sehr reiches von der Nicolaikirche daselbst.

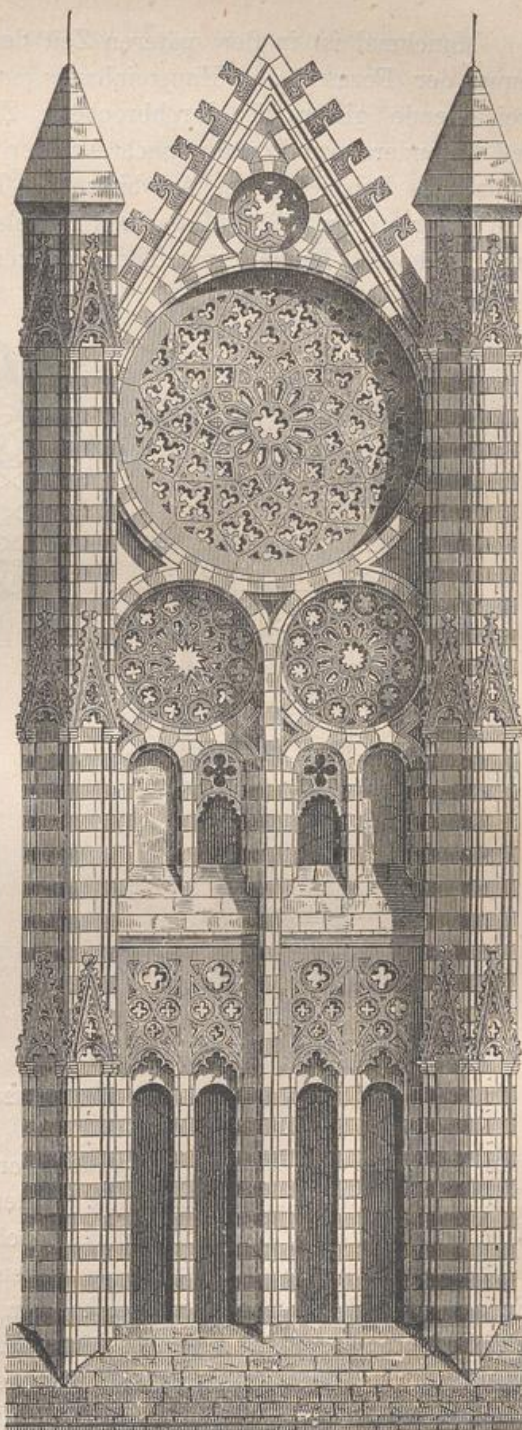


Fig. 122. Giebel von der Katharinenkirche zu Brandenburg.

Manchmal ist in der späteren Zeit der Backsteinbau in Nachahmung der Formen des Hausteinbaues so weit gegangen, dass er freistehende gitterartig durchbrochene Ziergiebel an den Façaden und besonders den Portalen nach Art der Wimperge aufführte. Ein glänzendes Beispiel dieser Art bietet die Katharinenkirche zu Brandenburg. (Fig. 122). Desselben Mittels bediente man sich gerne, um die hohen Dächer zum Theil zu verdecken. In Preussen hat

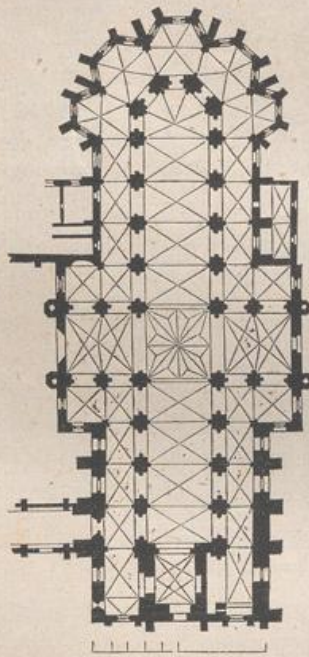


Fig. 123. Dom zu Schwerin.

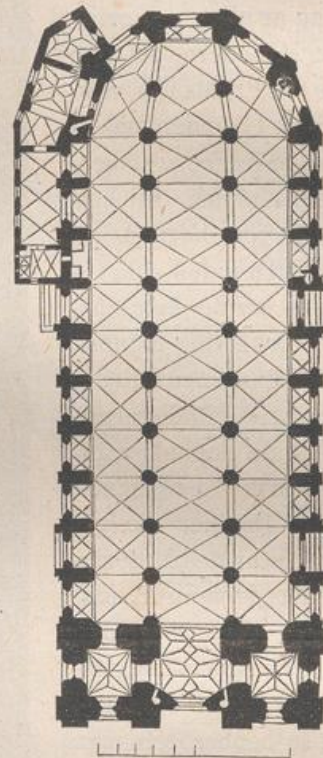


Fig. 124. Liebfrauenkirche zu München.

man letzterem Uebelstande auf andere, organischere Weise dadurch abzuhelpen gewusst, dass man wie an der Mehrzahl der Danziger Kirchen jedem Schiff ein besonderes Dach gab, so dass drei Satteldächer parallel neben einander hergehen. Dadurch wird auch die Façade eine dreitheilige, und selbst am Chore bildet sich bei dem hier beliebten rechtwinkligen Abschluss eine ähnliche Schauwand.

Unter den deutschen Backsteinkirchen sind die wichtigsten folgende. Mit niedrigen Seitenschiffen und reicher Chorbildung: die Marienkirche zu Lübeck, die Cisterzienserkirche zu Doberan, der

Dom zu Schwerin (der Grundriss Fig. 121 lässt die Massenhaftigkeit der Mauern und Pfeiler deutlich hervortreten), die Marienkirchen zu Rostock und Wismar, die Nikolai- und die Marienkirche zu Stralsund, die Cisterzienserkirche zu Chorin, die Klosterkirche zu Berlin, der Dom zu Havelberg, die Stiftskirche zu Cleve.

Von den Hallenkirchen sind die bedeutendsten: die Marienkirchen zu Prenzlau, Colberg und Greifswald, die Katharinenkirche zu Brandenburg, die kolossale Marienkirche zu Danzig, die Stiftskirche zu Calcar, endlich im südlichen Deutschland als vereinzelte Beispiele die Liebfrauenkirche zu München (bei deren Grundriss Fig. 124 die reichen Netzgewölbe nicht ausgeführt werden konnten) und S. Martin zu Landshut.

VII.

Die Klosteranlagen des Mittelalters.

Das Klosterleben, das schon seit dem IV. Jahrh. im Morgenlande, namentlich in Oberägypten durch den h. Antonius entstanden war, erhielt im Abendlande durch den h. Benedikt von Nursia im VI. Jahrh. zuerst eine geordnetere Verfassung und höhere Ausbildung. Das von ihm zu Monte Casino bei Neapel im J. 529 gegründete Kloster wurde die Mutteranstalt des in der Folgezeit so mächtigen und weit verbreiteten *Benediktinerordens*. Die Anlage aller dieser Klöster zeigt in den wesentlichen Zügen eine durchgängige Uebereinstimmung. Um einen viereckigen, in der Regel quadratischen, mit Arkaden umgebenen Hof, den *Kreuzgang* (*ambitus*) gruppieren sich die Kirche und die zur Wohnung für die Conventualen bestimmten Räumlichkeiten, welche unter dem Namen der *Clausur* begriffen werden. Es ist die Anlage der antiken *villa urbana*, welche offenbar den Benediktinern als Muster vorgeschwebt hat. Ebenso entsprechen die ausserhalb der Clausur befindlichen und an jenen ersten Complex sich anschliessenden Wirthschaftsgebäude der Anlage der *villa rustica* bei den Römern. Für die Anschauung einer Benediktiner-Abtei des IX. Jahrhunderts ist der um 820 entworfene Plan der Abtei von St. Gallen von maassgebender Bedeutung. Die ganze Anlage umfasst einen Flächenraum von ungefähr 300 zu 430 Fuss im Quadrat. Den Mittelpunkt bildet die Kirche, an deren Südseite der Kreuzgang mit den zur Clausur gehörigen Gebäuden stösst und zwar östlich an den Kreuzgang gränzend das Wohnhaus der Mönche mit dem gemeinschaftlichen Schlafsaal, dem Bade- und Waschhaus, südlich das *Refectorium*, der Speisesaal mit der Kirche, westlich die Kellerei. Statt des *Kapitelsaals* dient der an der Kirche sich hinziehende Flügel des Kreuzganges. Neben dem östlichen Chor der Kirche befindet sich

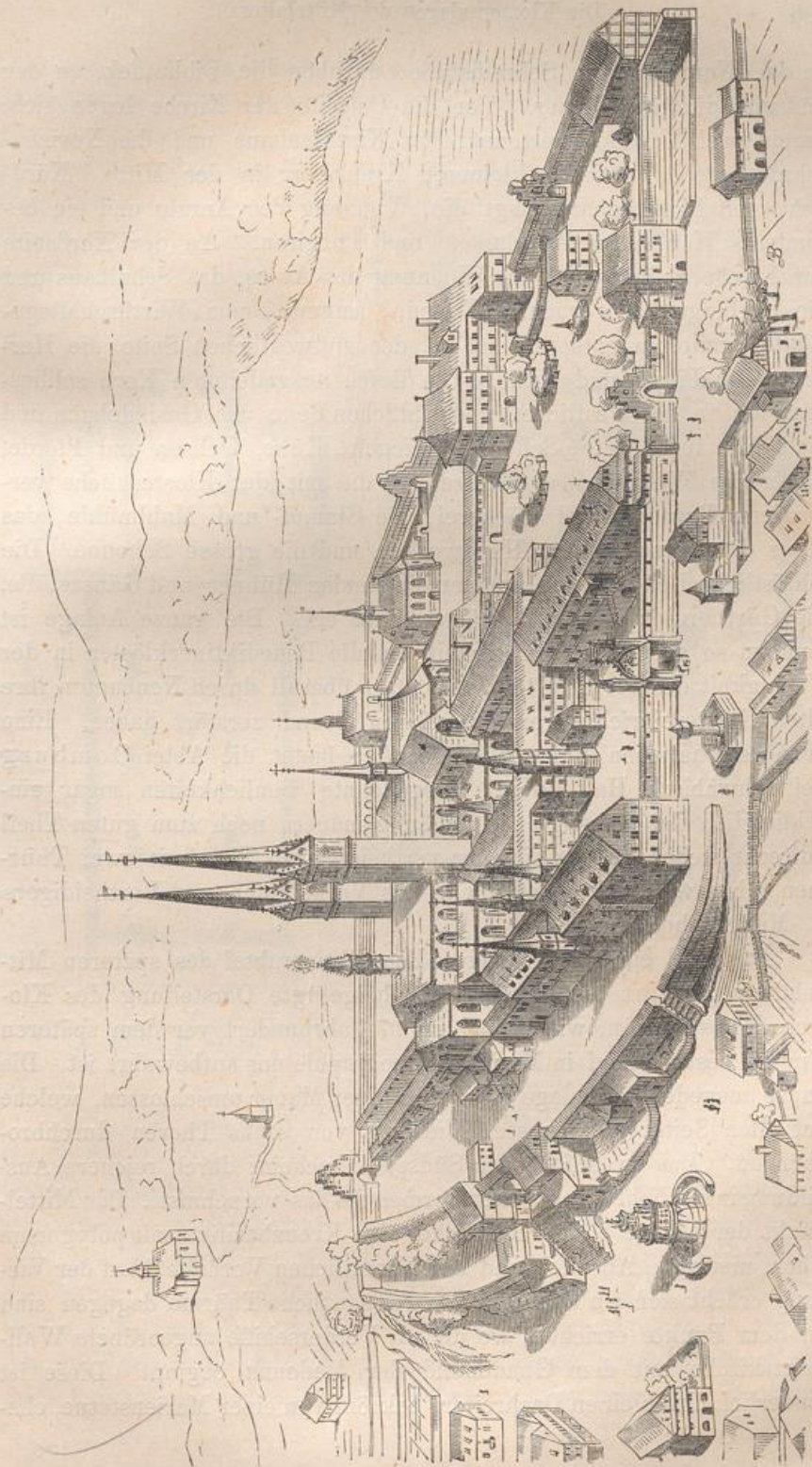


Fig. 125. Kloster Einsiedeln nach Merian.

an der Nordseite die Schreibstube, darüber die Bibliothek, an der Südseite die Gerkammer. Vor die Ostseite der Kirche legen sich, durch zwei Kapellen getrennt, das Krankenhaus und die Novizenschule, jedes mit einem kleineren Kreuzgang in der Mitte. Nördlich vom Krankenhaus liegt die Wohnung der Aerzte und ein besonderes Haus zum Aderlassen und Purgiren. An der Nordseite der Kirche befindet sich die Wohnung des Abtes, das Schulhaus und die Herberge für vornehme Fremde, sammt einem Wirthschaftsgebäude; letzterem entsprechend an der südwestlichen Seite die Herberge für Pilger und Arme. Um diesen ausgedehnten Kern schliessen sich an der westlichen und südlichen Seite das Gesindehaus und die Ställe für Schafe, Schweine, Ziegen, Kühe, Ochsen und Pferde, ferner das Werkhaus, die Malzdarre, die mit der Klosterküche verbundene Brauerei und Bäckerei, die Stampf- und Mahlmühle, das Haus der verschiedenen Handwerker und die grosse Scheune. Die südöstliche Ecke endlich nehmen die runden Hühner- und Gänseställe, die Gärtnerei und der Begräbnissplatz ein. Die ganze Anlage ist von um so grösserer Wichtigkeit, da die Benediktinerklöster in der Ueppigkeit des 17. und 18. Jahrh. fast überall durch Neubauten ihre alten Klostereinrichtungen bis auf den Grund zerstört haben. Eine der besterhaltenen Anlagen dieser Art bietet die Abtei Comburg bei Schwäbisch Hall, deren ausgedehnte Baulichkeiten sogar einschliesslich der befestigten Umfassungsmauern noch zum guten Theil aufrecht stehen. Den Eingang vertheidigt ein Thor mit zwei Thürmen, über welchem eine Kapelle des Vorkämpfers und Vertheidigers S. Michael befindlich ist.

Das Bild einer grossartigen Benediktinerabtei des späteren Mittelalters gewährt die in Fig. 125 beigefügte Darstellung des Klosters Einsiedeln, wie es noch im 17. Jahrhundert vor dem späteren Umbau bestand und in Merian's Topographie uns aufbewahrt ist. Die ganze ausgedehnte Anlage wird von einer Mauer umschlossen, welche auf allen Seiten des grossen Vierecks von sechs Thoren durchbrochen ist. Das westliche der Südseite erscheint durch reichere Ausbildung in zierlichen gothischen Formen als das vornehmste. Den Mittelpunkt der Anlage bildet die Kirche, eine Kreuzbasilika mit polygonem Chor, niedrigen Abseiten und einer westlichen Vorhalle. Auf der Vierung erhebt sich ein Dachreiter; zwei stattliche Thürme dagegen sind an dem Punkte errichtet, wo die im Vorderschiffe angeordnete Wallfahrtskirche mit dem Gnadenbild der Madonna beginnt. Diese ist äusserlich durch einen Dachreiter, bekrönt von einer Marienstatue, cha-

akterisirt. An die Südseite der Kirche stossen die Hauptgebäude des Klosters mit den Kreuzgängen, zwei inneren und einem äusseren wieder von Gebäuden umgebenen Hofe. Ein grosser Wirthschaftshof mit Brunnen und verschiedenen Oekonomiegebäuden schliesst sich ostwärts an. Zwei einzelne Kapellen liegen in dem nordöstlichen Theile; die Abtswohnung wird man in dem mit doppelter Freitreppe versehenen nach Süden laufenden Flügel des vorderen südwestlichen Haupthofes zu suchen haben.

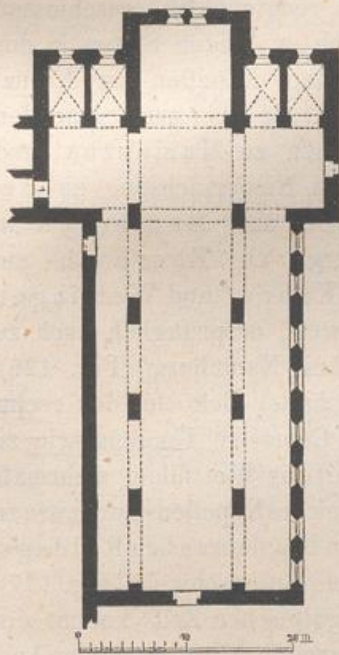


Fig. 126. Ursprünglicher Grundriss der Kirche zu Pforta.

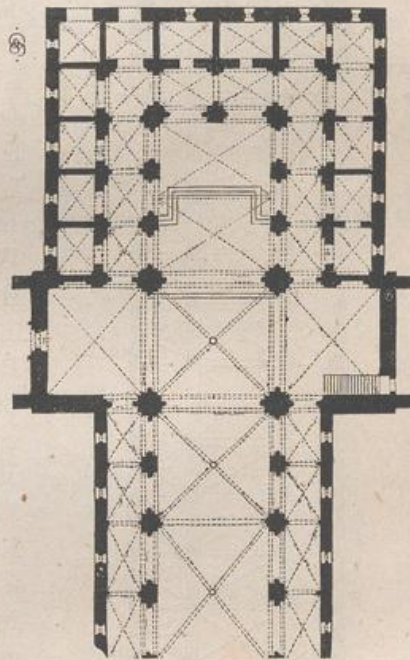


Fig. 127. Kirche zu Riddagshausen. Grundriss.

Aehnliche Anordnung trifft man bei den *Collegiatstiftern*, die der Regel des h. Augustinus sich anschlossen, sowie bei den mit den bischöflichen Kirchen verbundenen *Domkapiteln*, deren Mittelpunkt die neben der Kathedrale gelegene bischöfliche Pfalz ausmachte. Wie diese Bischofssitze, mit Mauern und Gräben umzogen, gleichsam eine Stadt für sich bildeten, erkennt man noch jetzt an manchen Orten, z. B. beim Dom zu Münster und in der Abtei zu Herford. Als im Verlauf des XII. Jahrh. die Kapitelherren das gemeinschaftliche klösterliche Leben aufgaben, wurden ihnen besondere Wohnge-

bäude (*curiae canonicales*) in der Nähe der Kathedralen errichtet. Solche sieht man noch zu Bamberg, Naumburg u. a. m.

Neben den Benediktinern hat der aus derselben Regel hervorgegangene Orden der *Cisterzienser* eine grosse Bedeutung für die Geschichte des mittelalterlichen Kirchenbaues. Zunächst brachte die Strenge dieses Ordens eine Vereinfachung des Kirchengebäudes mit

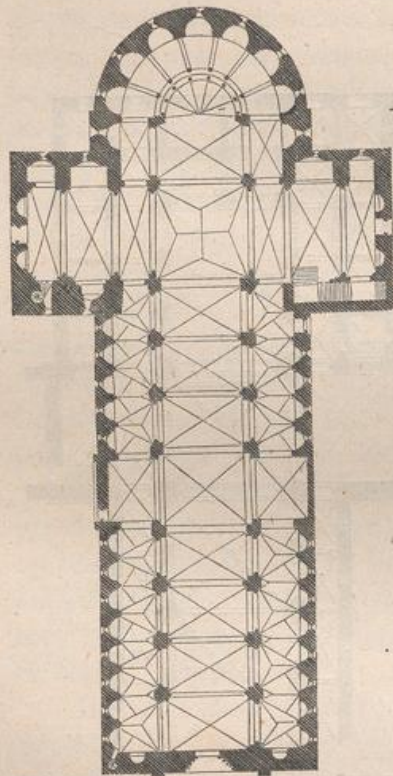


Fig. 128. Kirche zu Heisterbach. Grundriss.

sich, indem gewöhnlich, nach dem Vorbild des Klosters Fontenay in Burgund, die Apsis fortgelassen und der Chor rechteckig geschlossen wird, jedoch zu beiden Seiten in der Regel kleinere Kapellen am Kreuzschiff erhält. So sieht man es an den Klosterkirchen zu Marienthal und Loeccum in Niedersachsen, zu Bebenhausen und Maulbronn in Württemberg, zu Eberbach am Rhein, zu Kappel und Wettingen in der Schweiz, ursprünglich auch zu Pforta bei Naumburg (Fig. 126). Bisweilen bildet sich um den rechteckigen Chor ein Umgang wie zu Marienfeld in Westfalen, mebrmals sogar ein reiches Kapellensystem wie zu Ebrach in Franken und zu Riddagshausen bei Braunschweig (Fig. 127). Noch in gothischer Zeit kommt der gerade Chorschluss in grossartiger Ausbildung an der Kirche zu Salem, zu Amelunxborn u. a. m. vor. Dagegen bilden andere Cisterzienserkirchen nach dem Vorgange von Clairvaux und Pontigny ihren Chorschluss halbkreisförmig oder (in gothischer Zeit) polygon, bisweilen sogar wie in Marienstatt, Doberan, Heisterbach (Fig. 128), Altenberg mit Umgang und Kapellenkranz. Ferner untersagte der Cisterzienserorden die Aufführung von Glockenthürmen, an deren Statt selbst die mächtigsten Kirchen sich mit einem kleinen Dachreiter auf der Mitte des Querschiffs begnügten. (Fig. 129). Eine Ausnahme machen die Thürme der Kirche zu Oliva bei Danzig. Endlich ist den Cisterzienserkirchen eine ausserordentliche

Länge des Schiffbaues gemeinsam, die sich daraus erklärt, dass, wie z. B. in Maulbronn, ein grosser Theil des Mittelschiffes zum Chor hinzugezogen war.

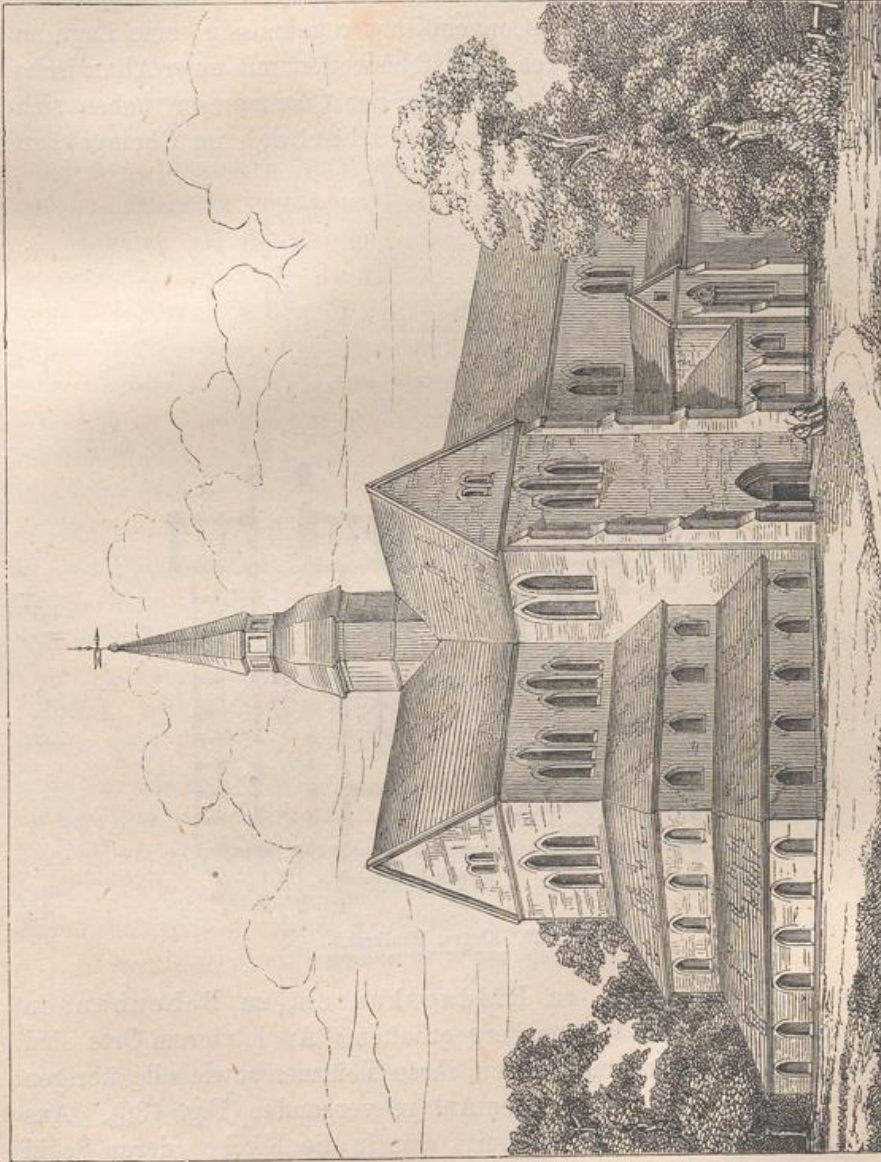


Fig. 129. Choransicht von Riddagshausen.

Die Klosteranlagen der Cisterzienser haben im Uebrigen Verwandtschaft mit denen der Benediktiner. Der Kreuzgang befindet sich wie dort gewöhnlich an der Südseite, seltener an der Nordseite

der Kirche. An der dem Kirchengebäude gegenüber liegenden Seite des Kreuzganges findet sich häufig bei den Cisterziensern ein polygones oder rundes Brunnenhaus, die Tonsur, in welcher den Mönchen Bart und Haupthaar geschoren zu werden pflegte. Der Kapitelsaal für die Versammlungen des Convents hat regelmässig seine Lage an der Ostseite des Kreuzganges und ist bisweilen mit einer Altarnische versehen. Bedeutende Klosteranlagen der Cisterzienser haben sich noch jetzt zu Ebrach in Franken, zu Eberbach im Rheingau, zu

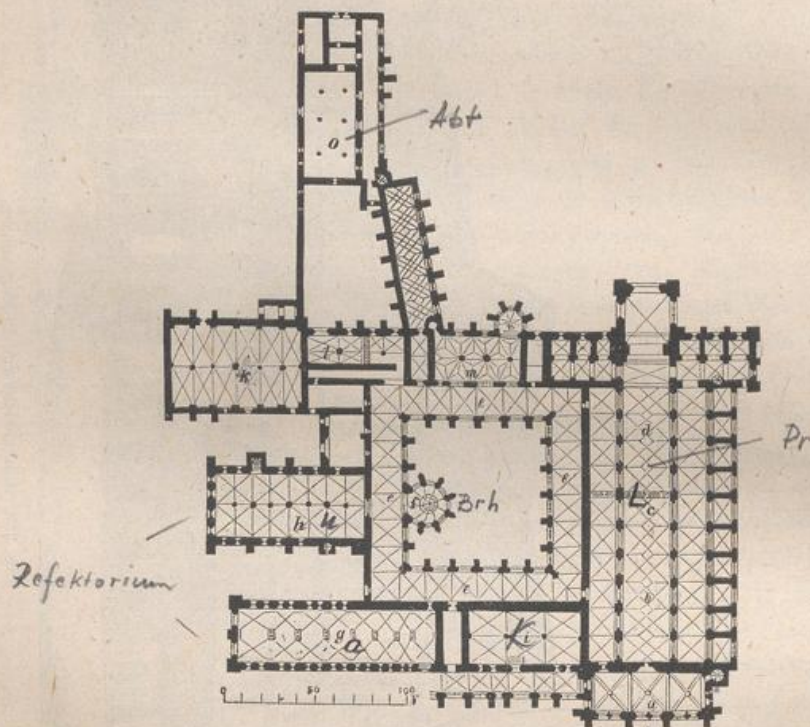


Fig. 130. Kloster Maulbronn. ↑

Altenberg bei Köln, zu Riddagshausen, zu Bebenhausen und Maulbronn in Württemberg erhalten. An letzterem Orte sind sogar die Befestigungsmauern mit ihren Thürmen sowie alle übrigen Einzelheiten der mittelalterlichen Anlage vorhanden (Fig. 130). Aus der geräumigen Vorhalle *a* gelangt man in die Kirche, deren Schiff *b* von dem Presbyterium *d* durch den Letztner *c* getrennt wird. An der Nordseite der Kirche liegt der Kreuzgang *e*, mit dem Brunnenhaus *f*, dem Refektorium *h* und dem Kapitelsaal *m* mit seiner Altarnische *n*. Von hier führt eine Verbindungsgalerie nach dem Abthause *o*.

Der Raum *l* in der nordöstlichen Ecke des Kreuzganges wird, wahrscheinlich ohne Grund, als Geisselkammer bezeichnet, an welche die gewölbten Kellerräume *k* stossen. An der Westseite des Kreuzganges befindet sich ein anderer gewölbter Keller *i* und ein älteres Refectorium *g*.

Mit den Cisterzienserklöstern haben diejenigen der *Prämonstratenser* in Anlage und Ausführung manche Verwandtschaft. Beispiele dieser Art bieten das Liebfrauenkloster zu Magdeburg und die Abtei Cappenberg in Westfalen, deren prunklose Einfachheit mit den schlichsten Anlagen der Cisterzienser wetteifern.

Liebten die Benediktiner sich in freier Lage auf dem Rücken waldiger Gebirgszüge anzubauen, suchten die Cisterzienser die Weltabgeschlossenheit stiller Waldthäler, so siedeln die seit dem XIII. Jahrh. auftretenden Prediger- und Bettelorden der *Dominicaner* und *Franziscaner* oder *Minoriten* sich in volkreichen Städten an. Denn wenn jene vornehmeren Orden überwiegend sich selbst lebten, gelehrten Studien oder künstlerischer Thätigkeit hingegeben, so stellten diese populäreren Orden sich die Aufgabe, durch Predigt und Beichte als Seelsorger auf die Massen zu wirken. Sie suchten sich daher in den Städten dicht an der Stadtmauer oder sonstwo einen bescheidenen Bauplatz, wo sie ihre Klosteranlagen im Wesentlichen denen der älteren Mönchsorden entsprechend einrichteten. Doch waltet eine sparsamere Ausführung vor, die sich auf das Nothwendige beschränkt und auch bei den Kirchen durch Vermeidung eines Thurmbaues, statt dessen ein Dachreiter eintritt, und meistens durch Weglassung des Querschiffes zur Geltung kommt. An einzelnen Orten, so an den Dominikanerkirchen zu Schletstadt, Colmar und Gebweiler, erhebt sich statt des Dachreiters ein schlanker Thurm an der einen Seite des Chores. Umfassende Klosteranlagen dieser Art sind bei der Minoritenkirche zu Danzig und bei S. Katharinen zu Lübeck erhalten.

Wesentlich abweichend von allen diesen Klosteranlagen sind die grossen Niederlassungen der schon seit dem XII. Jahrh. in Deutschland auftretenden *Karthäuser*. Ihre Klöster zeichnen sich dadurch aus, dass sie neben der Kirche und dem die Conventsgebäude verbindenden Kreuzgang einen zweiten weit grösseren Kreuzgang, gewöhnlich an der Ostseite der Kirche besitzen, der den Gottesacker umschliesst und von den durch kleine Gärten getrennten Einzelwohnungen der Mönche umgeben ist. An dem Kreuzgange befindet sich wie bei den Cisterziensern zuweilen ein Brunnenhaus; so das mit dem prächtigen Mosesbrunnen geschmückte in der Karthause bei Dijon. In

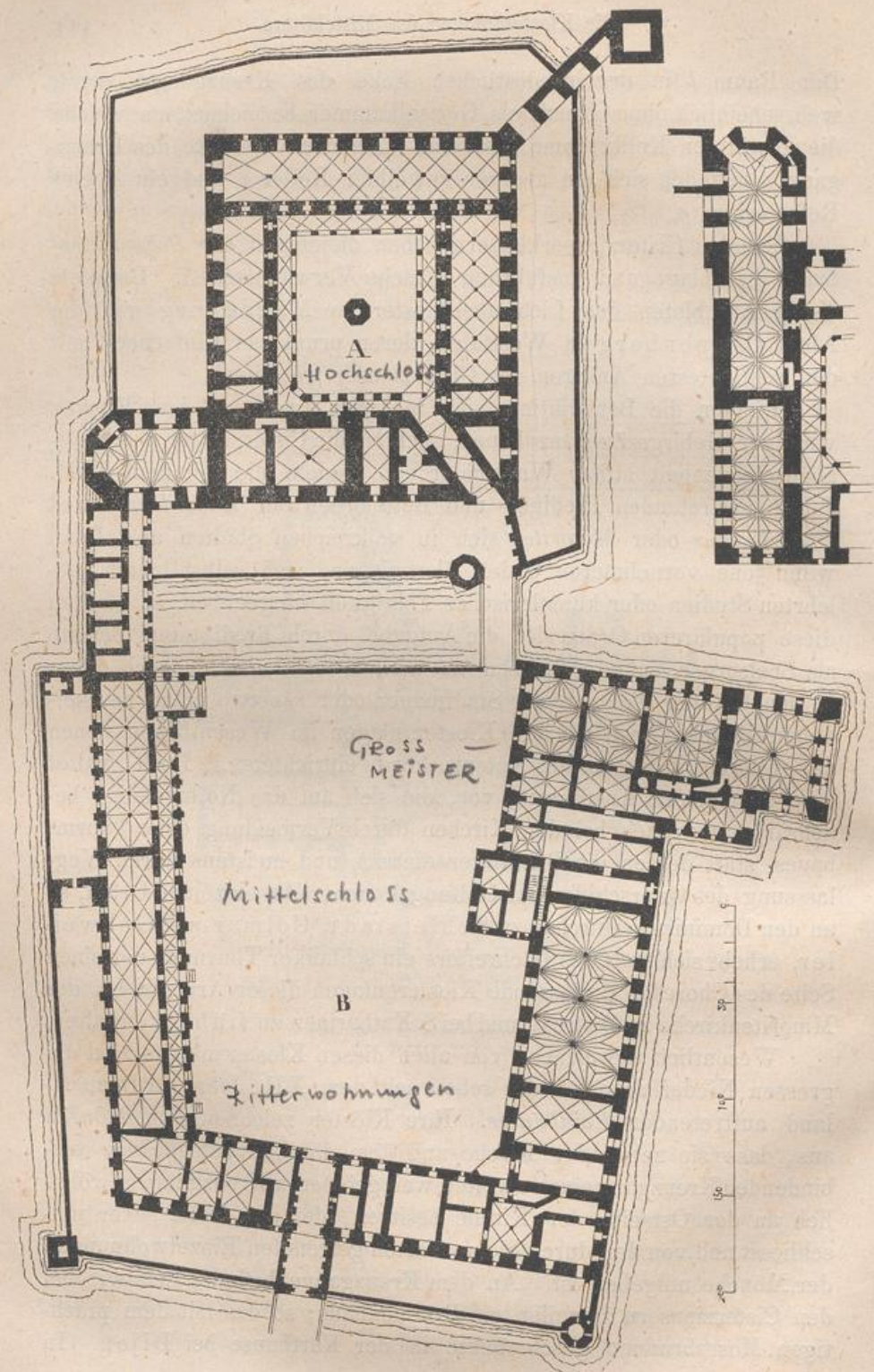


Fig. 131. Grundriss der Marienburg.

Deutschland ist die jetzt vom germanischen Museum eingenommene Karthause zu Nürnberg die vollständigste Anlage dieser Art. Eine andere findet sich zu Paradeis bei Danzig, eine dritte zu Ittingen im Thurgau.

Eine Verschmelzung des Klosterlebens mit dem Ritterthum erstrebten endlich die geistlichen Ritterorden, unter denen die *Deutschordensritter* in Preussen eine hervorragende Bedeutung haben. In den zahlreichen Schlössern des deutschen Ordens spricht sich die Gemeinsamkeit klösterlichen Lebens, der kriegerische Trotz des Ritterthums

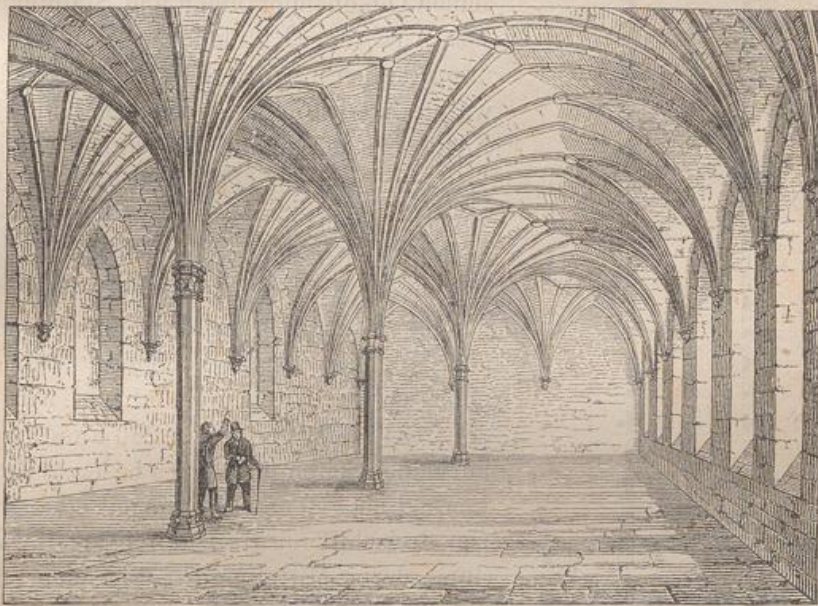


Fig. 133. Ordensremter der Marienburg.

und der Glanz fürstlicher Herrschaft charakteristisch aus. Das Schloss bildet um einen quadratischen, in zwei Geschossen mit Arcaden umgebenen Hof einen mit Zinnen gekrönten viereckigen Baukörper, der von Thürmen flankirt und mit Wall und Graben umgeben ist. So zeigt es das Hochschloss der Marienburg, auf unsrer Abbildung Fig. 132 mit A bezeichnet. An der Ostseite springt eine Gruftkapelle vor, über welcher die auf unsrer Abbildung nebenstehende Kirche sich befindet, die mit dem Kapitelsaal den Nordflügel des Schlosses einnimmt. Das Mittelschloss B, welches am vorspringenden südlichen Ende seines Westflügels sich anschliesst, enthält die

Wohnung des Grossmeisters mit dem prachtvollen Remter (Refectorium) auf der Ecke. Nördlich schliesst sich an diese der durch drei Säulen getheilte Ordensremter sammt den Wohnungen der Ritter. Dieser Ordensremter (vgl. Fig. 133) gewinnt durch die schlanken fächerförmigen Gewölbe, welche in England heimisch, in deutschen Bauten nur ausnahmsweise vorkommen, eine ebenso reiche als edle Raumwirkung. Eine dritte Baugruppe bildet das auf unserer Zeichnung fortgelassene Niederschloss mit seinen Oekonomieräumen und Stallungen.

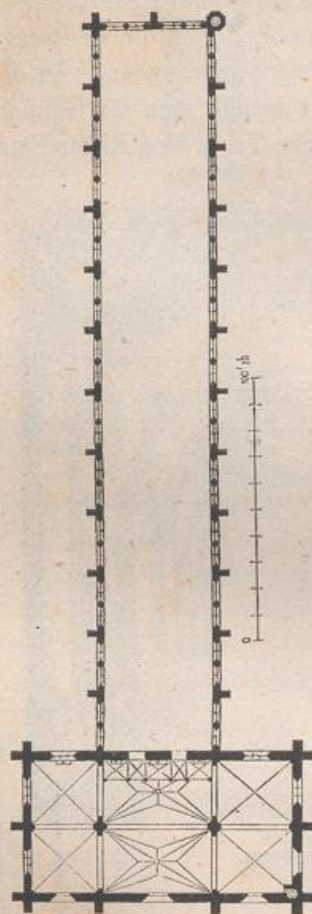


Fig. 134. Spital zu Lübeck.

eine Anlage, die in ihren Grundzügen dem Lettnerbau der Kirchen mit dem Laienaltar und den beiden in den Chor führenden Thüren nachgebildet ist*). Ein kleiner Hof mit einem Kreuzgang und

Aus den Krankenhäusern, welche ursprünglich mit den Klöstern verbunden waren, entwickelten sich schon im Laufe des XII. Jahrh. besondere *Hospitäler*, und die 1198 von Innozenz III. bestätigten Brüder vom Heiligen Geiste gründeten bald überall auch in Deutschland solche Anstalten zur Pflege der Kranken. Dieselben liegen in der Regel am Eingang der Städte, immer aber an einem Fluss oder Bache. Bei dem noch wohl erhaltenen Spital zu Lübeck (Fig. 134) steht der gegen 280 Fuss lange, auf beiden Seiten mit Betten besetzte Krankensaal nach der Strasse hin mit einer kurzen dreischiffigen Hallenkirche in Verbindung, deren Mittelschiff in ihm seine Fortsetzung findet. Der Altar der Kirche lehnt sich an die Mitte der Scheidewand, von einem auf sechs Säulen ruhenden lettnerartigen Einbau überdeckt. Auf beiden Seiten führen Eingänge in den Krankensaal,

*) Die aus *Verdier* und *Cattois* in *Otte's* Handbuch übergegangene Darstellung ist nicht genau; die unserige beruht theils auf eigener Aufnahme, theils auf einer durch die Güte des Herrn *Milde* in Lübeck uns zugegangenen Planzeichnung.

*) Die aus *Verdier* und *Cattois* in *Otte's* Handbuch übergegangene Darstellung ist nicht genau; die unserige beruht theils auf eigener Aufnahme, theils auf einer durch die Güte des Herrn *Milde* in Lübeck uns zugegangenen Planzeichnung.

angrenzenden Wohn- und Krankenzimmern schliesst sich nördlich dem Hauptbau an; südlich stösst das Archiv sammt der Herrenstube und einem Hofe mit kleineren Wohnräumen an. Eine mehr klosterartige Anlage hat dagegen das Nicolaushospital zu Cues an der Mosel, 1450 von Kardinal Nicolaus von Cusa gegründet. Den Mittelpunkt bildet hier ein Kreuzgang, an welchen drei auf Pfeilern gewölbte Säle und die Zellen der Hospitaliten stossen. Wohl erhalten ist auch das grossartige Hospital zu Beaune in Burgund, 1443 gegründet und in der Anlage dem von Cues verwandt, aber nur an zwei Seiten des Hofes mit Arkaden umgeben.

